Johannes Dorrien.

Roman in sechs Bänden

von

Julia Kavanagh,

Verfasserin von „Beatrice", „Dora", „Silvia", „Bessy" u. s. w

Autorisirte Ausgabe.

Sechster Band.

Leipzig,
Johann Friedrich Hartknoch.
1875.

„Eine Windmühle? Vortrefflich! Daß Ihnen auch das gleich einfallen mußte!“

Antoinette lächelte schelmisch.

„Ich habe den Don Quixote gelesen,“ sagte sie, „und da ist eine Windmühle abgebildet, die ich benutzen kann, denn sehen Sie, Johannes, ganz aus dem Kopfe könnte ich so etwas nicht zeichnen.“

„Natürlich. Und was weiter?“

Das junge Mädchen, das nachdenklich mit dem Papiermesser ihre rosige Wange glättete, schwieg ein Weilchen, dann sagte sie ernst:

„Johannes, ein Hummer, ein rother, gekochter Hummer, müßte auch hübsch sein.“

Johannes lachte und acceptirte den Einfall, obgleich er ihn nicht so glänzend als die Windmühle fand.

„Dann will ich Mrs. Reginald bitten, mir ein Modell zu verschaffen,“ sagte Antoinette, hoch erfreut über ihren Erfolg; „und wenn ich noch andere Ideen habe, darf ich dann herkommen und sie Ihnen mittheilen, Johannes?“

Sie sprach das zögernd, als ob sie ihres Willkommens doch nicht ganz sicher wäre. „Sie wissen doch, daß Sie kommen dürfen, wenn Sie wollen,“ entgegnete er mit leisem Vorwurf.

Ein glänzendes Lächeln war sein Dank, und mit einem kurzen Abschiedsgruß öffnete sie die Thüre und entfernte sich. Sie lief gleich hinauf in Mrs. Reginalds Zimmer und rief ganz athemlos:

„O, Mrs. Reginald, ich brauche einen Hummer, bitte aber gleich — lassen Sie sofort einen holen. Ich habe keine Minute Zeit zu verlieren.“

„So hungrig sind Sie?“ rief die alte Dame erstaunt.

„O Mrs. Reginald, wie können Sie nur denken, daß ich ihn essen will? Ich hasse Hummersalat. Für eine Zeichnung brauche ich ihn.“ Und sofort folgte nun die Erklärung, welche Mrs. Reginald im hohen Grade erfreute und interessirte. Mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit und Frische faßte sie die Sache energisch an. Sie ließ nicht einen, sondern gleich drei Hummern holen, damit Antoinette die Auswahl für ihr Modell haben sollte. Sie drang darauf, daß sie auf ihrem Zimmer zeichnete, denn hier wäre, wie sie behauptete, das beste Licht im ganzen Hause. Sie holte eine Mappe herbei, in der sie Kupferstiche, Holzschnitte und dergleichen Dinge verwahrte, in der Hoffnung, Antoinette in ihren Erfindungen damit unterstützen zu können, kurz, sie war so entzückt über das neue Steckenpferd und ging so darin auf, daß sie sogar ihren gewohnten Nachmittagsbesuch bei der lieben Mrs. Dorrien vergaß.

Die Mutter, erstaunt, daß man sie so allein ließ, kam herunter, um zu sehen, was die Ursache dieser Vernachlässigung wäre, und fand Antoinetten in ernstes Nachdenken über die drei Hummern versunken, die in verschiedenen Stellungen vor ihr lagen, und Mrs. Re-

ginald mit einem fröhlichen Lächeln auf dem braunen Gesichte danebenstehend.

„Liebste, beste Freundin," rief diese der Eintretenden enthusiastisch entgegen, „ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen! Denken Sie nur — aber rühren Sie diese Krebse nicht an, ums Himmelswillen! sie sind so heilig wie die alten ägyptischen Gottheiten — denken Sie also, dies braunlockige Mädchen hier ist ein Genie, und Johannes hat es entdeckt, weil er ein kluger Junge ist; und nun sagen Sie mir, ob diese Mademoiselle Basnage wohl jemals aus einem Hummer etwas hätte machen können."

Antoinette mußte lachen, theils über das erstaunte Gesicht der Mutter, theils über den triumphirenden Ton, in welchem Mrs. Reginald dies sagte; aber sie hatte keine Zeit zu verlieren und überließ die Erklärung ihrer eifrigen Gönnerin.

Mrs. Dorrien war erfreut, aber auch etwas verletzt. Sie hatte nun die ganze Zeit über auf ihrem Zimmer gesessen und sich wegen der neuen Sorge, die ihren Sohn getroffen, schwarze Gedanken gemacht, und kein Mensch war zu ihr gekommen, um ihr von der glücklichen Wendung Notiz zu geben; und obgleich sie daher Antoinetten lobte und ganz entzückt schien, konnte sie doch nicht umhin die Partei der abwesenden Mademoiselle Basnage zu nehmen. Wie könne denn Mrs. Reginald wissen, was Fräulein Basnage gelernt oder nicht gelernt hätte? Sie gelte ja für so gescheit und

talentvoll; warum solle sie nicht auch bei einer solchen Gelegenheit aus einem Hummer etwas machen können?

„Sagen Sie mir das nicht!“ rief Mrs. Reginald, eigensinnig auf ihrer Meinung bestehend. „Als ob ich nicht wüßte, wie solche Mustermädchen erzogen werden! Immer nur nach der Schablone — nie haben sie eine eigene Idee. Wenn sie Eine sehen, so haben Sie zwanzig gesehen, denn sie gleichen sich wie eine Puppe der andern an Steifheit und Leblosigkeit. Was wollen Sie mit solchen Dingern anfangen?“

Ihrer Meinung nach mußte das doch Jedem einleuchten, und auch Mrs. Dorrien, obgleich sie noch einen leisen Widerspruch murmelte, ergab sich, lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, sah von dort aus in Antoinettens erregtes Gesicht, das sich eifrig über die Arbeit beugte, und vermuthete, daß nun, da Johannes und sie sich so viel näher gekommen wären, die wirkliche Liebesgeschichte bald beginnen, die Hochzeit kurz darauf folgen und — was in ihren Augen das Wichtigste war — seine Stellung als Theilhaber der Firma Dorrien vorher unumstößlich gesichert werden würde.

Neuntes Kapitel.

Die drei nun folgenden Tage waren für Antoinette ganz wolkenlos glückliche. Zum erstenmal in ihrem Leben kostete sie die Süßigkeit der Arbeit und die Wonne, sich nützlich machen zu können. Bis dahin waren alle ihre Arbeiten planlose und zufällige gewesen, und jede Freude, die sie vielleicht darin hätte finden können, war durch das Gefühl gedämpft worden, daß die Welt um nichts schlechter dran sein würde, wenn sie sie unvollendet ließe. Aber jetzt, welcher Unterschied! Jetzt bedurfte Johannes, Mr. Dorrien, die ganze Firma ihrer Hülfe, und sie zogen ihren Nutzen aus der Phantasie, die sie besaß, und der Ausbildung, die sie ihr hatte zu Theil werden lassen. Daß die Kunstform, mit der sich jetzt im Schlafen und Wachen ihre Gedanken beschäftigten, eine sehr untergeordnete war, bekümmerte glücklicherweise das Mädchen nicht. Sie that ihr Möglichstes, und was man so gut macht, als man es nur kann, wird niemals schlecht ausfallen. So

arbeitete sie denn fleißig weiter, und ihre Arbeit erwies sich als nützlich und gesucht, und Mrs. Reginald liebkoste, Johannes lobte und selbst der Großvater bewunderte sie, und elf Vignetten — nicht alle von gleichem Werthe oder gleicher Originalität, wie Johannes zugestehen mußte, aber doch alle verwendbar — waren vollendet und sollten gravirt, gedruckt und gemalt werden, so daß nur noch die zwölfte fehlte, als sie eines Morgens früh hinunter ging und in das Bibliothekzimmer trat, wo Johannes längst schon, ehe noch das Tageslicht den grauen Hof erhellt hatte, bei seiner Arbeit saß.

„Nun," sagte er, schnell die Aufregung in ihrem Gesichte erkennend, „wieder eine neue Idee?"

„Ich hatte einen Traum," sagte Antoinette, indem sie sich setzte, und ihn sehr ernst anblickte — „einen ganz seltsamen Traum. Darf ich ihn erzählen, Johannes?"

„Gewiß."

„Ich träumte wieder von Vignetten — ich träume jede Nacht davon," fügte sie mit solchem Ernst hinzu, daß Johannes sich das Lachen verbeißen mußte. „Nun gut, ich träumte in der vergangenen Nacht, ich befände mich in meinem Zimmer in La Ruya, nicht hier; ich saß am offnen Fenster und lauschte auf das Gezwitscher der Schwalben in ihrem Neste über mir und dabei dachte ich immer: ach, was soll ich nur als zwölfte Vignette zeichnen? Ich muß noch etwas Neues haben

und kann doch nichts finden. Da dachte ich denn an allerhand Dinge — an Farrenkräuter — die habe ich aber schon, an Seetang — schon dagewesen — kurz, ich konnte nichts Neues finden, als die Schwalbe ihr Nest verließ, herabflog, sich auf die Brüstung meines kleinen hölzernen Balkons setzte und zu singen anhob. Es war ein wunderhübsches, kleines Lied und dabei sah sie mich immer mit den klugen Aeuglein an und schlug dann und wann mit den Flügeln und öffnete ihren Schnabel und that, als wäre sie eine Nachtigall; da wurde ich endlich ungeduldig und hieß sie schweigen. „Unsinn," rief sie und nickte mir zu, „erstens singe ich schön, und dann bin ich es gerade, die Du brauchst, denn Du denkst an Amerika, und ich bin in diesem Augenblicke im Begriff dorthin zu fliegen, um eine Botschaft des guten Willens zu überbringen, und werde eine andere Botschaft von den Vögeln über der See mit zurückbringen. Und indem sie das sagte, breitete sie ihre Flügel aus und flog davon, und auf einmal, als ich sie fliegen sah mit ihren ausgebreiteten dunklen Schwingen und der in der Morgensonne leuchtenden stahlgrauen Brust, ging es mir auf, daß sie allerdings grade das war was ich brauchte, und daß ich keine reizendere Vignette für einen Brief finden könne als eine fliegende Schwalbe."

„Gewiß, das ist reizend!" rief Johannes entzückt „O Antoinette, ich müßte mich sehr irren, wenn Ihre

Schwalbe nicht von einem Ende der Welt zum andern mit ihrer Botschaft des guten Willens fliegen sollte."

Aber das junge Mädchen, statt über seine lebhafte Zustimmung Freude zu zeigen, hing nur betrübt ihr Köpfchen und sagte traurig:

„Ich bin so betrübt, Johannes. Ich kann keine Schwalbe zeichnen. Ich habe es schon so oft versucht, seit ich aufgestanden bin, aber ich kann das hübsche Thier nicht fliegend zeichnen, und ein ausgestopftes Exemplar kann ich nicht als Modell brauchen."

„Aber dafür habe ich Leute genug, die das zeichnen können," war die rasche Antwort; „in diesem wunderbaren Paris kann man für Geld alles und jedes haben, und Leute, die fliegende Schwalben zeichnen können, giebt's wie Sand am Meere."

„So hätten Sie also auch Leute genug gefunden, die meine Vignetten gezeichnet hätten?" sagte sie, indem die heiße Röthe in ihre Wangen stieg.

„Nein, nein," rief er schnell; „wohl kann ich geschickte Hände genug zum Ausführen bekommen, aber phantasievolle, erfinderische Köpfe, wenn es auch welche giebt, sind nicht so leicht und schnell zu finden."

Damit mußte sich Antoinette begnügen. Es würde ihr natürlich lieber gewesen sein, hätte sie ihre Schwalbe selbst zeichnen können; aber da dies nun einmal nicht im Bereich ihrer Kräfte lag, so ließ sie sich durch ihren Vetter trösten, der ihr lächelnd versicherte, nicht Jedermann könne so schön und nützlich träumen wie sie.

Mit dieser Schwalbe, über welche Mrs. Reginald in wahre Verzückung gerieth, endigten für einige Zeit Antoinettens Arbeiten.

„Strengen Sie nur ihre Phantasie nicht zu sehr an, liebes Kind!" sagte die alte Dame. „Sie ist ein gar launisches, eigensinniges Irrlicht. Sie unterwirft sich keiner Regel und gehorcht keinem Gesetz. Machen Sie die Ihrige nicht dadurch kopfscheu, daß Sie zu viel von ihr verlangen, sonst werden Sie erleben, daß sie Sie in der Stunde der Noth vollständig im Stiche läßt. Vervollkommnen Sie sich im Zeichnen — das ist auch eine Arbeit, und gönnen Sie Ihrer Phantasie ein Schläfchen, bis Sie sie wieder brauchen."

Da Johannes diesen weisen Rath unterstützte, konnte Antoinette nichts anderes thun als gehorchen. Sie that es mit um so größerer Fügsamkeit, als ihr Interesse jetzt hauptsächlich auf das Erscheinen ihrer Vignetten auf den Briefbogen und Couverten gerichtet war, mit denen sie dem Hause Dorrien so wesentlich gedient hatte. Sie empfand deshalb auch die reinste Freude, als ihr Johannes eines Tages ein kleines Paquet einhändigte, welches Proben von ihren zwölf Vignetten, gedruckt, gemalt u. s. w. und in ihren Augen wahre Wunder der Kunst, enthielt.

„Nun, Johannes," rief Mrs Reginald, in deren Wohnzimmer diese Ceremonie vor sich ging, und zwar gerade an dem Abend, als die Schwalbe ihre Reise über das Meer antrat, „wie wirst Du Dich denn nun

mit dem Kinde abfinden? Du wirst doch nicht etwa so unnobel sein und sie ihre Arbeit umsonst thun lassen?"

„Gewiß nicht," war die rasche Antwort.

„Mr. Dorrien selbst hat mich beauftragt, eine Anweisung auf den vollen Betrag der Summe, die wir dem treulosen Verney gezahlt haben würden, Miß Dorrien zur Disposition zu stellen."

„Ist das wirklich wahr?" rief Antoinette, roth vor Entzücken und Erstaunen.

Eine Anweisung, die Johannes in ihre Hände legte, war seine einzige Antwort. Sie lachte fröhlich und blickte von Johannes zu Mrs. Reginald.

„Und habe ich wirklich dies ganze Geld verdient?" sagte sie, „und darf ich wirklich damit thun was ich will?"

„Gewiß dürfen Sie das," erwiderte er, indem er über den kindlichen Ernst, mit dem sie diese Frage stellte, lächeln mußte. Aber noch als er sprach, veränderten sich ihre Züge. Der glückliche Stolz schwand aus ihrem Lächeln, die Freudigkeit aus ihren Augen. Ihr erster Gedanke war ihre Tante gewesen, ihr hatte sie mit ihrem Verdienste ein Geschenk machen wollen, aber, als sie daran dachte, wie sehr ihre Tante Johannes Dorrien haßte, wie sie mit Oliver gegen ihn Complotte geschmiedet und ihr Möglichstes gethan hatte, auch sie mit hineinzuziehen; da empörte sich ihr ehrliches Herz gegen den Gedanken, das Geld, welches sie, wie sie wußte, im Grunde doch nur der

Güte ihres Vetters zu danken hatte, auf solche Art zu verwenden.

„Nein," sagte sie, und ihre Augen blickten mit feuchtem Glanze zu ihm auf — „nein, Johannes. Wenn ich Ihnen habe einen Gefallen thun können, so macht mich das sehr glücklich; aber Geld soll nicht zwischen uns stehen. Ich hasse das Geld," fügte sie mit einem schmerzlichen Tone hinzu — „es ist die Ursache alles Unglücks, aller Sorge. Ich wünschte, es gäbe überhaupt keins!"

Und wie sie so sprach, ließ sie die Anweisung aus ihrer Hand gleiten. Das Papier flattterte in den Kamin, bei dem sie stand, eine Flamme erfaßte es und hatte es in einer Sekunde in Asche verwandelt.

Johannes schwieg. Er hatte den wehmüthig reuevollen Ton in Antoinettens Stimme wohl gehört und errieth auch halb, was er bedeutete. Mrs. Reginald dagegen runzelte ihre Stirne und eilte, gegen Antoinettens Philosophie einen entschiedenen Protest einzulegen.

„Hat man je so ein kleines, sentimentales Ding gesehen!" rief sie. „Kein Geld! Aber, Sie liebes Aeffchen, was gäb' es denn ohne Geld? — Keine Kirchen, keine Paläste, keine Museen, keine Gemälde, keine Gedichte, keine Bücher, keine Expeditionen nach dem Nordpol, keine Missionäre in Afrika, nichts, was das Leben erst lebenswerth macht. Kein Geld! — Hat man wohl je so etwas gehört? Dann könnten wir

lieber gleich unter die Wilden gehen und mit Perlen und Muscheln unsere Zahlungen abmachen."

„Gewiß, ich habe Unrecht," sagte Antoinette etwas beschämt, obwohl sie noch immer mit traurigem Tone sprach, „aber bitte, bedenken Sie nur, liebe Mrs. Reginald, das viele Elend, das das Geld schon angerichtet hat."

„Erstens möchte ich fragen, ist wirklich das Geld daran Schuld?" frug die kluge Dame; „und zweitens müssen Sie wissen, meine Liebe, daß „Aber" die böse Fee ist, die man bei der Taufe dieser unseren socialen Welt nicht eingeladen hat und die nun beständig herbeikommt, um Alles zu verderben. Dies Haus wäre ganz herrlich, aber die Essen rauchen; dies Mädchen hätte alles, was ein Mann sich nur wünschen könnte, aber ihre Familie ist unausstehlich; dieser Mann ist der beste Kerl auf der Welt, aber er hat keinen Funken von Geist; und so gäbe es eine Unzahl von Beispielen. Aber was nützt mein Raisonnement? Sie haben die Anweisung verbrannt und das Geld verdammt — also müssen wir eine andere Belohnung ausdenken. Johannes, ich stimme dafür, daß Du uns Alle in die Oper mitnimmst. Du weißt, unsere Kleine ist noch nie dort gewesen."

„Hört! hört!" rief Johannes.

„O!" jubelte Antoinette mit leuchtenden Augen, „das ist entzückend! Wann gehen wir? — Morgen?"

„Warum nicht diesen Abend?" frug er lächelnd.

„Es ist noch nicht zu spät, und Sie werden bald fertig sein."

„In fünf Minuten," sagte sie athemlos, und ohne noch auf ein Wort zu warten, flog sie aus der Stube und war in einem Augenblicke die Treppe hinaufgesprungen.

O über das leichte Herz der Jugend, das so schnell dem Rufe der Freude folgt! Ueber den frohen Sinn, der sich nicht unterdrücken läßt, sondern wie Seifenblasen im Westwind aufwärts steigt! Antoinette vergaß Vorwürfe, Oliver, die Tante, ihre eigene Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — sie vergaß Alles mit Ausnahme des Einen, daß sie himmlische Musik hören und in eine Wunderwelt eintreten sollte.

Dieser selbe Zauber bewirkte, daß Antoinette, deren stets zierliche Toilette gewöhnlich auch viel Zeit in Anspruch nahm, in kaum einer Viertelstunde fertig angekleidet war. Ungeachtet dieser Hast aber sah sie „reizend" aus, wie Mrs. Reginald bemerkte; und Mrs. Dorrien, die durch ihren Sohn bewogen worden war auch mit zugehen, bestätigte diesen Ausspruch.

„Diese blaßgrüne Seide steht Ihnen sehr gut, liebes Kind," sagte sie. „Johannes sagte immer, daß Sie in Blaßgrün vorzüglich aussehen würden. Er hat einen sehr richtigen Farbensinn."

Antoinette erröthete ein wenig und freute sich, daß Johannes, der noch einige Geschäftsangelegenheiten in der Bibliothek zu besorgen hatte, nicht dabei war. Mrs. Dorriens wohlgemeinte, aber zu deutliche Bemerkungen

brachten das junge Mädchen immer in Verwirrung und trübten das Glück, welches sie in der Gesellschaft und Freundschaft ihres Vetters empfand.

„Wenn man uns doch ruhig gehen ließe!" seufzte sie. „Wie hübsch wäre das!"

Aber der Kummer war schnell verweht, und keine Spur mehr davon in Antoinettens Seele, als sie neben Mrs. Reginald in einer Loge vorn saß, während Johannes und die Mutter die hinteren Plätze vorgezogen hatten. Es wurde „Lucia di Lamermoor" von Donizetti gegeben, und die Musik, der schöne Gesang, die ergreifende Handlung, dies Alles diente dazu, Antoinetten wie in einen Traum zu wiegen, aus dem sie erst während eines Zwischenactes plötzlich erwachte. Johannes war fort, und Mrs. Reginald plauderte mit gedämpfter Stimme mit Mrs. Dorrien.

„Beste Mrs. Reginald, so sehen Sie sie doch nur einmal an!"

„Liebe Freundin, ich habe sie gesehen," antwortete diese, deren Augen hartnäckig dem Orchester zugewendet blieben.

„Sie ist reizend," fuhr trotzdem Mrs. Dorrien fort.

„Nach Puppenmanier," war die Antwort.

„Ach, Sie sind gegen sie eingenommen, und sobald Sie hören, es sei jemand anderes, so werden Sie Ihre Ansicht ändern."

„Meine Beste, ich ändere meine Ansichten nie, aus dem vortrefflichen Grunde, weil die zweite in der Re=

gel nur die Verwässerung der ersten ist. Wo bleibt denn Johannes?"

„Ja, ich möchte auch, er käme," murmelte Mrs. Dorrien; „es ist das eine so köstliche Gelegenheit, sie ohne alle Umstände zu sehen."

Antoinette wendete sich nach den beiden Damen hin. Mrs. Reginald war jetzt ganz in die Betrachtung des Parterre versunken, und Mrs. Dorriens Blick haftete ruhig auf einer Loge, die der ihrigen gerade gegenüber lag. In derselben saßen ein älterer stattlicher Mann und ein blondes, schlankes Mädchen in weißem Kleide. Antoinetten schlug das Herz. War das Monsieur Basnage und seine Tochter? Wer sie auch sein mochte, überaus reizend war sie — eine lächelnde, blauäugige Schönheit mit einem Kranze von Vergißmeinnicht in ihren blonden Haaren. Sie mußte es sein, denn der stattliche Herr wendete sich zu Jemandem, der hinter dem Stuhle seiner Tochter stand — ein dunkler Schatten schien es Antoinette zu sein — that offenbar eine Frage und verbeugte sich unmittelbar darauf gegen Mrs. Reginald, die den Gruß sehr förmlich erwiderte.

„Wenn doch Johannes käme!" sagte die Mutter gereizt. „Ach, da ist er! Johannes, ist das nicht Monsieur Basnage?"

„Gewiß, Mütterchen — mit seiner Tochter, wie ich glaube — einem sehr hübschen Mädchen."

„Einer Puppe, Johannes," sagte Mrs. Reginald, seiner Unwissenheit mitleidig zu Hülfe kommend; „aber

ich habe noch nie einen Mann kennen gelernt, den solche Puppengesichter nicht entzückt hätten," fügte sie freundlich hinzu.

Johannes lachte. Man sprach nicht mehr darüber. Der Vorhang erhob sich auf's Neue, und die Braut von Lämermoor enthüllte dem lauschenden Publikum auf's Neue ihre Schmerzen. Aber die rührende Geschichte, die so alt und doch so neu ist, konnte nicht länger Antoinettens Herz beschäftigen und ihre Aufmerksamkeit fesseln. Ihre Augen wanderten beständig von der Bühne nach der gegenüberliegenden Loge, von der unglücklichen Lucia zu dem reizenden, lächelnden Mädchen, das keine Zusage zu brechen hatte, und dessen Zukunft noch so rein und fleckenlos vor ihm lag. Glückliches Mädchen! Offenbar war sie der Stolz ihres Vaters, und wer hätte daran zweifeln können, daß er sie bis zu dieser Stunde ängstlich vor allem Kummer, vor jeder Versuchung und jedem Bösen bewahrt hatte?

„Ob sie wohl Johannes heirathen wird," dachte Antoinette. „Und warum nicht?", und fast traurig blickte sie von der Einen zum Andern.

Johannes war sehr ernst geworden; seine Stirne war leicht gerunzelt, seine Lippen zusammengepreßt, und seine Augen mit solcher Starrheit auf die gegenüberliegende Loge geheftet, daß von einem Wohlgefallen bei der Betrachtung ihrer Insassen nicht die Rede sein konnte; dann wandte er sich ab, lehnte sich in seinem

Sitz zurück und verfolgte die Aufführung mit gespannter Aufmerksamkeit.

Die Basnages entfernten sich noch vor dem Schluß der Oper.

„Wer mag nur der Herr sein, der bei ihnen ist?" flüsterte Mrs. Dorrien ihrem Sohne zu.

Sie sprach sehr leise, aber Antoinetten entging weder die Frage noch die darauf folgende Antwort.

„Oliver Black. Hast Du ihn nicht erkannt? Er grüßte vor einer Weile herüber."

Antoinette wandte ihren Blick wieder der Loge zu; sie sah Monsieur Basnage's breiten schwarzen Rücken, die blauen Vergißmeinnicht in den goldenen Flechten seiner Tochter und, wie ein flüchtig auftauchendes, schnell verschwindendes Bild, das bleiche, schöne Gesicht Olivers — dann war die Loge dunkel und leer.

Das also war der schwarze Schatten gewesen, der sich so dicht hinter Mademoiselle Basnage's Stuhl gehalten hatte! Oliver war zurückgekehrt, und dies war ihr erstes Zusammentreffen — sie an der Seite von Johannes Dorrien, während er hinter dem Mädchen stand, welches Johannes heirathen sollte, vielleicht noch heirathen würde! So trafen sie sich wieder, und sie hatte ihn weit in der Ferne geglaubt! Ihr sank das Herz. Sie fühlte sich unruhig, beschämt und sorgenvoll. War das seine Liebe? Gewiß war er wieder böse auf sie und eifersüchtig; aber war die Schuld auf seiner oder ihrer Seite? — Hatten sie Beide

gefehlt, oder durften sie unvorhergesehenen Umständen und dem launischen Zufall die Last ihrer Sünde zuwälzen? Quälende Fragen, mit denen zugleich ihr ganzes Elend, die ganze Unklarheit ihres Lebens auf einmal zurückgekommen war.

„Die Oper hat unser liebes Kind zu sehr angegriffen," sagte Mrs. Reginald gütig zu Antoinette, als der Vorhang fiel und sich Alle erhoben. „Erst heiter wie eine Lerche und jetzt so bleich, als ob sie einen Geist gesehen hätte."

Ach, wohl hatte die arme Antoinette einen Geist gesehen; aber sie wünschte, Mrs. Reginald wäre nicht so scharfsichtig und ließe sie unbeobachtet. Indessen nahm Johannes gar keine Notiz von der Bemerkung der alten Dame, und Mrs. Dorrien war noch zu voll von Staunen über die Anwesenheit Olivers in der Loge des Monsieur Basnage, als daß sie an etwas anderes hätte denken können. Sie hatte ja keine Idee davon gehabt, daß Monsieur Basnage und Mr. Black so intime Bekannte wären, daß dieser sogar mit ihm und seiner Tochter zusammen in die Oper ging. „Ach, Oliver hat vor einiger Zeit bei ihnen gespeist," erwiderte Johannes leichthin. „Nimm Dich in Acht, Mütterchen! Wir thun besser, hier in Ruhe auf den Wagen zu warten."

„Also das weiß er!" dachte Antoinette mit klopfendem Herzen. „Aber woher weiß er es? Hat es ihm Oliver gesagt?"

Sie hoffte im Stillen, daß die Mutter diese Frage aussprechen würde, aber es geschah nicht, und so blieb sie auf der Heimfahrt ihren Betrachtungen ungestört überlassen. Aber auch später erhielt sie keinen Aufschluß. Sie sah Oliver mehrere Tage nicht, obwohl sie hin und wieder von ihm hörte. Als sie sich endlich begegneten, war Mrs. Dorrien zugegen, und so konnten sie kein Wort mit einander wechseln. Antoinette fürchtete und erwartete doch auch wieder, daß er ihr schreiben würde, aber es unterblieb. Der einzige Brief, den sie erhielt, war von Mademoiselle Melanie, die sie ausschalt, daß sie sie vernachlässige, ihr mittheilte, daß sie nach La Ruya zurückkehren wolle, und eine Andeutung machte, daß sie ihre Undankbarkeit noch bereuen werde.

„Ich bin wirklich recht schlecht gegen Alle,“ dachte das junge Mädchen traurig. „Ich täusche Johannes und meinen Großvater. Ich bin undankbar gegen Oliver und meine Tante. Nun, ich müßte ja blind sein, wenn ich nicht sehen wollte, daß Oliver böse auf mich ist.“

Und mit einem tiefen Seufzer legte sie den Brief beiseite und setzte sich wieder an ihre Arbeit, die durch die Ankunft desselben unterbrochen worden war, an die Vollendung einer Vignette, die eine Palme vorstellte.

Das, hatte Johannes gemeint, würde im Süden sehr viel Anklang finden, denn wer von dort an seine

fernen Freunde in Norden schriebe, würde gern einen Palmenbaum auf dem Briefbogen haben.

„Und wissen Sie auch, Antoinette," hatte er freundlich hinzugefügt, „daß Ihre Schwalbe den größten Erfolg gehabt hat und uns schon jetzt ein kleines Vermögen einbringt. Man hat sie nachgeahmt, gestohlen und copirt, man findet sie jetzt überall — auf Fächern, Brochen, Armbändern. Kurz, sie ist vollständig Mode geworden."

Antoinettens Augen hatten vor Freude geglänzt, als sie das hörte. Es ist so süß, Erfolg zu haben, und der Ruhm hat einen Becher und einen Trank für Jedermann, was auch die Großen denken und wie sehr sie sich auch einbilden mögen, daß sie allein ihn leeren dürfen. Und nun war ihre Freude an ihrer Arbeit getrübt, ihr Stolz gedemüthigt, ihr kleiner Becher verschüttet. Das alte, traurige Leben hatte von Neuem begonnen.

Gegen Ende November hatte Mr. Dorrien, der seit längerer Zeit schon sehr bleich und krank aussah, nach einer Unterredung mit seinem Arzte gefunden, daß ein Winter im Süden ihm die verlorenen Kräfte wiedergeben würde. Ob ihr Großvater da war oder nicht, war für Antoinette vollständig gleichgültig. Sie konnte zu einem Manne keine Zuneigung fassen, der sie mit höflicher Kälte stets von sich fern hielt. Sie meinte auch, da Mr. Dorrien die Geschäftssachen ja alle Johannes überließ, daß er durchaus entbehrlich

sei, uud war daher um so mehr überrascht, einen Ausdruck von Verdruß in dem Gesichte des jungen Mannes zu lesen, als er seiner Mutter Mr.-Dorriens Abreise ankündigte. Die Mutter sah ihn bedeutsam an.

„Wird Dich das in irgend einer Weise stören?“ frug sie.

„Ja, Mütterchen, und zwar sehr,“ entgegnete der Sohn, „denn es werden dadurch wichtige Dinge um sechs Monate hinausgeschoben.“

„Er meint die Papiermühle,“ dachte Antoinette, indem sie sich bemühte, verstohlen in seinem bewölkten Gesichte zu lesen; und dann versank sie in Träumerei und grübelte darüber, ob Oliver diese Reise vorgeschlagen habe, um Zeit zu gewinnen, und mit der Zeit seine Absichten. Aber hatte er wohl überhaupt noch Absichten? — wenigstens solche, die zu ihr in Beziehung standen? Er war sehr liebenswürdig, wenn sie sich trafen und sah sie freundlich an — weit freundlicher als sonst; aber er suchte nicht, wie früher, nach einer Gelegenheit, ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Er schrieb ihr auch nicht noch spielte er auf die Kupferstiche an; er ließ ihr geheimes Einverständniß gänzlich einschlafen. Das war es ja, was Antoinette gewünscht und erbeten hatte, aber es verdroß sie doch, daß er sich so gar bereitwillig gefügt hatte.

Der Tag der Abreise des Mr. Dorrien war ein denkwürdiger in Antoinettens Leben. Schon als er anbrach, brachte er mit seinem grauen Himmel die

Aussicht auf Schnee, und am Nachmittag ging sie in Erfüllung. Das junge Mädchen saß in Mrs. Reginalds Stube und zeichnete — es war ein Schiff mit vollen Segeln — dann hielt sie inne und schaute auf die weißen Schneeflocken, die draußen niederfielen — bleich, stumm und schnell wie der Tod, dachte sie bei sich.

„Mrs. Reginald," sagte sie plötzlich, „fürchten Sie sich vor dem Tode?"

„Das weiß ich wirklich nicht," entgegnete Mrs. Reginald aufrichtig; „ich hab's noch nicht probirt, wie Sie sehen. Und Sie, Kind — fürchten Sie sich denn?"

„Bisweilen kommt er mir schrecklich vor," erwiderte Antoinette, „und wieder ein andermal ist es mir, als ob ich mir gar nicht viel aus ihm machen würde."

„Und so wird es wohl auch sein," war die ernste Antwort. „Die Jugend ist in diesem Punkte tapferer als das Alter, und ich weiß nicht, ob ich es nicht für eine große Wohlthat halten soll, wenn man jung stirbt. Soll ich Ihnen auch den Grund sagen? Liebstes Kind, es ist immer am besten, eine Reise am Morgen anzutreten, ehe die Glut des Mittags und die Erschöpfung des Abends kommt."

„Ach, das ist aber eine so fürchterliche Reise, Mrs. Reginald," sagte das junge Mädchen, leicht zusammenschaudernd.

Hier bot sich nun eine ausgezeichnete Gelegenheit, eine kleine Predigt zu halten, aber aus irgend einem Grunde hatte Mrs. Reginald seit einiger Zeit An-

toinetten in Frieden gelassen. Statt jetzt ein Wort der Mahnung oder des Trostes oder der Hoffnung zu sprechen, blickte sie beharrlich empor nach der Decke und preßte ihre Lippen fest aufeinander, offenbar entschlossen, sie nicht zu öffnen. Antoinette wartete eine Weile auf eine Entgegnung, als sie jedoch sah, daß Mrs. Reginald dazu keine Lust hatte, fuhr sie in ihrer Arbeit fort. Nach einer Pause sagte sie:

„Mr. Dorrien sah recht unwohl aus, als er abreiste — fanden Sie das nicht auch, Mrs. Reginald?“

„Ja, liebes Kind, aber er sieht schon seit den letzten fünfzehn Jahren so krank aus.“

„Wenn — wenn ihm nun etwas zustoßen sollte,“ sagte Antoinette stockend, „würde das wohl schlimm — ich meine, würde das sehr schlimm sein für Johannes?“

„Ich wüßte nicht, inwiefern,“ war die ruhige Antwort; „das Geschäft wird doch allem Anschein nach Johannes bekommen.“

Sie warf einen scharfen Blick auf Antoinette, aber diese athmete erleichtert auf und sagte ernst:

„Das freut mich, Mrs. Reginald — o das freut mich außerordentlich.“

„Aber, Sie albernes Hühnchen,“ sagte die alte Dame launig, „wissen Sie denn nicht, daß auf alle Fälle die Sache nur zwischen Euch Beiden abzumachen sein würde? — Denn Niemand steht zwischen Euch; Ihr seid die letzten Dorriens — wenigstens für jetzt,“ fügte sie vorsichtig hinzu.

„Wir sind die letzten Dorriens — er und ich,“ dachte Antoinette. „O Johannes, mein edler, treuer Freund, zwischen uns würde nie ein Zwist entstehen, aber — aber was soll ich anfangen, wenn Mr. Dorrien stirbt, und Oliver und die Tante ihre Ansprüche auf mich geltend machen?“

Eine entsetzliche Angst beschlich ihr Herz. Sie konnte es nicht mehr aushalten, es war ihr nicht möglich weiter zu arbeiten. Sie schob das Papier beiseite, stand auf, ging an das Fenster und blickte hinaus in den Schnee. Der Garten lag schon weiß verhüllt vor ihr. Mit einem ungeduldigen Seufzer wandte sie sich von der trüben Aussicht ab, kam wieder an den Tisch zurück, sah unzufrieden auf ihre Zeichnung und sagte:

„Mrs. Reginald, glauben Sie, daß Johannes wieder vom Bahnhofe zurück ist?“

„Liebes Kind, er hat Mr. Dorrien gar nicht begleitet,“ antwortete die Dame trocken; „Mr. Dorrien meinte, er solle lieber zu Hause bleiben und einige nothwendige Geschäfte erledigen, so hatte denn der kleine Mr. Black die Ehre dieser Begleitung.“

Antoinette erschrak. Hatte das vielleicht eine tiefere Bedeutung? — Wollte Mrs. Reginald mehr mit ihren Worten sagen? — Denn es war jetzt ihr Schicksal, jedes Ereigniß, das sich zutrug, jedes Wort, das gesprochen wurde, mit ihrer geheimen Furcht in Zusammenhang zu bringen. Aber das braune Gesicht der alten Dame, auf dem der Schein des Feuers im

Kamine spielte, verkündete ihr durchaus nichts weiter als die einfache Thatsache, die ihre Worte aussagten: Mr. Black, und nicht Johannes, hatte ihren Großvater auf den Bahnhof gebracht.

„So ist Johannes also zu Hause?“ fuhr das Mädchen fort, indem sie ihre Zeichnung aufraffte. „Da werde ich einmal zu ihm gehen und ihm meine Arbeit zeigen. Sie gefällt mir gar nicht mehr.“

„Thun Sie das, liebes Kind. Johannes hat einen sehr richtigen Blick.“

Antoinette verließ das Zimmer und ging langsam mit ihrer Zeichnung in der Hand die Treppe hinab. Das Gas war noch nicht angebrannt, und nur der bleiche Widerschein des Schnees, der auf dem Hofe lag, erhellte den Vorsaal. In diesem Lichte glaubte sie Johannes zu erkennen, der eben in die Bibliothek gehen wollte.

„Ach, Johannes!“ rief sie, aber schon hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen. Sie lief eilig hinunter und folgte ihm nach. Das Zimmer war erleuchtet, und sie fand ihn über sein Pult gebeugt und eifrig unter den Papieren suchend. „O bitte,“ rief sie schnell, „werfen Sie nur einen Blick auf meine Zeichnung, ehe Sie etwas Anderes anfangen.“

Langsam wendete er sich um, die Hand noch unter den Papieren, und zeigte ihr sein Gesicht — es war nicht Johannes, sondern Oliver Black. Warum er hier war und was er in dem Pulte seines Freundes

suchte, wußte sie, und das Lächeln auf seinem Gesichte zeigte ihr auch deutlich, daß er darüber nicht in Zweifel war. Einen Augenblick standen die Beiden sich so gegenüber — sie, erfüllt von Furcht, Entsetzen und Scham; er, gelassen, mit einem unveränderten, marmorglatten Gesichte und dreister Haltung.

„Johannes ist nicht hier," sagte er; „Du wirst ihn in dem Lagerraum finden, wenn Du seiner bedarfst."

Sie antwortete nicht. Wie eingewurzelt blieb sie an der Stelle stehen, wo sie stand. Er hatte ihr geboten, diesen Betrug auszuführen, und sie hatte sich voll Abscheu geweigert ihm zu gehorchen; aber noch hatte der Abgrund, der zwischen einer beabsichtigten und einer vollbrachten That liegt, seinen Vorschlag von seiner Handlung getrennt. Sie hatte für den ersteren nicht jenes furchtbare Grauen empfunden, nicht empfinden können, das sie jetzt für die letztere empfand.

„Meine Liebe," sagte Oliver, als er bemerkte, daß sie sich nicht rührte, „willst Du wirklich hier bleiben? Johannes kann zurückkommen, und das wäre doch sehr fatal."

Sie rührte sich nicht.

„Oliver," sagte sie leise, „thue das nicht."

„Was soll ich nicht thun?" frug er mit kaltem Lächeln.

„Thue es nicht," wiederholte sie, und ihr Gesicht war aschenbleich, und Thränen des Kummers und der Angst flossen über ihre Wangen.

„Aber was denn nur?“ frug er wieder. „Wenn Du damit sagen willst, daß ich nicht hier sein sollte — nun, so kannst Du Dich beruhigen. Johannes selbst hat mich hierher geschickt.“

„Er hat Dich hergeschickt?“ sagte sie fast laut schreiend, „und Du kannst das thun?“

„Liebes Kind,“ beschwichtigte er sie mit seinem offenen Blick, „was meinst Du nur und was hast Du denn bei Johannes gewollt? Ach, Du wolltest ihm Deine Zeichnung zeigen,“ sagte er, indem er sie ihr aus der Hand nahm. „Wie, Du kleine Hexe,“ fügte er lachend hinzu, „ist das Schiff für mich? Hat es Dir ein Vögelchen in's Ohr gesungen, daß ich wieder verreisen muß? Doch laß uns unsere Zeit jetzt benutzen! Johannes ist noch für zehn Minuten im Lager beschäftigt, vielleicht sogar noch länger. Meine Theuerste, ich reise nach New-York, nicht heute nicht morgen, aber doch in einigen Tagen. Die Sache ist noch nicht offiziell. Mr. Dorrien schickt mich hin, und Johannes weiß noch kein Wort davon, so verrathe es auch nicht. Alles geht vortrefflich; während Mr. Dorriens Abwesenheit kann ich nicht viel thun, aber im Momente, wo er wieder kommt, kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich unsere Angelegenheiten zur Entscheidung bringen werde.“

Er sah nicht, oder that wenigstens so, als ob er Antoinettens entsetztes Gesicht nicht sähe, und fühlte nicht oder wollte nicht fühlen, wie sie, als er sie an sich zog und zärtlich sagte: „Lebewohl, mein Liebling“,

sich schaudernd ihm entwand und im Augenblick, wie voll Angst, entdeckt zu werden, aus dem Zimmer flog.

Sie eilte die Treppe hinauf, als ob sie verfolgt würde. Sie trat in ihr Zimmer, in dem ein graues Dämmerlicht herrschte, riegelte die Thüre hinter sich zu und blieb athemlos in der Mitte der Stube stehen. Verzweiflungsvoll rang sie die Hände und rief in der Bitterkeit ihres Kummers ganz laut: „Ach, ich liebe ihn nicht mehr! Ich liebe ihn nicht mehr!“

Sie war ernst und bleich, als sie diesen Abend zum Essen herunterkam. Auch sehr schweigsam war sie; aber als Mrs. Reginald sie fragte, was ihr fehle, öffnete sie ihre dunklen Augen weit und sagte fast lebhaft:

„O, mir geht es sehr gut, Mrs. Reginald — sehr gut, ich versichere Ihnen.“

„Sie haben mir ja Etwas gebracht,“ sagte Johannes, indem er ihr die Zeichnung des Schiffes überreichte. „Ich fand es auf dem Boden der Bibliothek mit einem anderen Papiere. Vermuthlich ist Mr. Dorriens Katze hereingekommen, während ich fort war.“

„So läßt Du also Deine Papiere umher liegen, Du unordentlicher Junge!“ sagte Mrs. Reginald spitz. „Wie kannst Du wissen, ob nicht Jemand darin herumstöbert?“

„Nein, Mrs. Reginald, das kann nicht geschehen,“ entgegnete Johannes lächelnd — „wenigstens würde

ich mir nicht viel daraus machen. Meine Papiere sind immer unter Schloß und Riegel, ausgenommen diejenigen, welche alle Welt sehen kann."

Antoinette, welche athemlos gelauscht hatte, so lange er sprach, seufzte erleichtert auf, als sie das hörte. Olivers versuchter Verrath konnte ihm also nicht viel Nutzen bringen.

„Aber ich liebe ihn nicht mehr — nicht mehr!" klang es immer wieder in ihrem Herzen wie Todtengeläute.

Zehntes Kapitel.

Der Winter war vergangen, der Lenz war wieder gekommen und mit ihm auch Mr. Dorrien, ebenso bleich, ebenso blasirt wie immer und mit einem Anflug von Ungeduld und reizbarer Stimmung in seinem Wesen, der gegen die sonst so kühle Höflichkeit seiner Manieren seltsam abstach.

Er war seit einer Woche zurück, als Antoinette eines Tages in Mrs. Reginalds Wohnzimmer trat, um sie nach etwas zu fragen.

„Mrs. Reginald," frug sie unruhig, „wird denn heut' Abend Jemand mit uns speisen? Ich höre Stimmen unten."

„Und darüber sind Sie erstaunt. Ganz natürlich. Wer hat auch je von einem Leben gehört, wie wir es führen? Wir könnten ebenso gut in China leben, liebes Kind. Zu uns kommt kein Mensch, und wir gehen zu Niemand. Das nenne ich wenigstens nicht Civilisation," fügte die alte Dame energisch hinzu.

„Und wer ist denn unser Gast diesen Abend?“ frug das Mädchen lebhaft.

„Nur der kleine Mr. Black, liebes Kind.“

Die Farbe wich aus Antoinettens Gesicht, und sie starrte vor sich hin.

„Ich wußte nicht, daß er aus Amerika zurückgekehrt sei,“ sagte sie leise.

„O ja, er ist schon vor zwei oder drei Tagen wiedergekommen. Ich erinnere mich jetzt, Sie waren gerade nicht im Zimmer, als Johannes davon sprach. Nun, liebes Kind, die Freude, die Sie über seine Rückkehr empfinden müssen, ist dadurch nur etwas verzögert worden. Sie wollen sich doch nicht noch für Mr. Black anders anziehen?“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Antoinette sich nach der Thüre wendete.

„O nein,“ sagte das Mädchen, „ich bleibe wie ich bin, aber ich muß noch auf einige Minuten hinauf in mein Zimmer gehen.“

Und dorthin ging sie auch, am ganzen Körper zitternd, und als sie dort war, setzte sie sich nieder und in die Frühlingssonne blickend, die hell auf den Fußboden schien, grübelte sie träumerisch über das nach, was vor ihr lag.

Es ist so schwer, eine Liebe aufzugeben, an dem verglimmenden Feuer zu sitzen und die todte, weiße Asche von dem vor sich zu sehen, was einst so lebendig und schön gewesen. Das erloschene Herdfeuer ist der echte Typus jeder Verzweiflung.

Antoinette fühlte einen unaussprechlichen Kummer über die Veränderung in ihr selbst. Sie hatte sich tapfer dagegen gewehrt, seit sie nach Paris gekommen war, aber sie war doch unterlegen. Die Liebe in ihr war gestorben.

Oliver Black hatte sich einen verhängnißvollen Fehler in der Behandlung des jungen Mädchens zu Schulden kommen lassen. Sie hatte viele Fehler, die er leicht zu seinen Gunsten und Zwecken hätte verwenden können. Sie war unbesonnen, heftig, eigensinnig und selbstvertrauend. Sie konnte ebenso gut starr am Guten wie am Bösen hangen, ebenso starke Neigungen wie Abneigungen fassen. Aber sie besaß eine Eigenschaft, die er nicht berechnet hatte. Manche Menschen sind von Natur liebenswürdig, Andere hochherzig und wieder Andere sehr geduldig und sie sind das ohne große Anstrengung, nur weil sie nicht anders können. Antoinettens dominirende Eigenschaft war die Wahrhaftigkeit. Sie konnte eben nicht unwahr sein. Sie hatte sich nie mit den Schleichwegen des Betrugs befaßt, und obgleich sie durchaus nicht in der Verehrung für die Wahrheit auferzogen worden war, konnte sie doch nicht ungestraft ihr untreu werden. Wenn sie einen Fehler begangen hatte, mochten die Folgen sein, welche sie wollten, schlimm oder gut, sie empfand dabei nur Kummer und Scham. Sie hatte gegen das Gefühl angekämpft, welches ihr ein Verrath an ihrer Liebe zu sein schien. Sie hatte allerhand Entschuldigungen für

Oliver ausgesonnen, aber es war vergebens gewesen. Sein plausibler Cynismus vermochte sie doch nicht gegen die unwiderleglichen Argumente ihres Gewissens sicher zu stellen, die ihr täglich sagten, wie gemein es sei zu lügen. Sie verachtete sich selbst wegen des lügenhaften Lebens, welches sie führte, und in gerechter Vergeltung verachtete sie auch den, der sie dazu verleitet hatte.

Oliver war zu klug, um die Veränderung in ihr nicht wahrzunehmen, aber seine Natur war viel zu oberflächlich, um die Ursachen derselben zu ergründen. „Sie hält Johannes für die bessere Partie und läßt mich deshalb fallen,“ dachte er zornig. „Nun gut, mag sie es thun! Das Spiel ist noch nicht zu Ende. Wer gewinnt, der lacht. Unterdessen will ich sie nicht eher loslassen, als bis ich meinen Zweck erreicht habe.“

Insofern hatte er allerdings recht, daß die Verschiedenheit zwischen Johannes und ihm die Empfindung seiner jungen Geliebten für seinen Unwerth geschärft hatte. Antoinette hatte zuerst ihren Cousin beinahe gehaßt. Er war sehr gut gegen sie, das konnte sie nicht läugnen, und sie war ihm auch dafür dankbar in ihrer Weise; aber es ärgerte und reizte sie zu sehen, wie die Mutter und Mrs. Reginald ihn vergötterten, und ihr Stolz fühlte sich verletzt durch die klare, offne Stellung, die er einnehmen konnte, während sie sich tagtäglich niedriger Kunstgriffe zu bedienen gezwungen war. Von Herzen gern hätte sie, wenn es

nur möglich gewesen wäre, die ganze Last der Sünden Olivers und ihrer selbst auf ihn geworfen und ihn so als Sündenbock in die Wüste geschickt; aber sie konnte es nicht. Dieselbe Ehrlichkeit, welche sie zwang, das Schlechte in sich selbst zu hassen, gestattete ihr nicht, das Gute in Johannes zu hassen. Sie gab sich alle Mühe, ihn nicht mit Oliver zu vergleichen, aber auch das lag nicht in ihrer Macht. Indem Oliver mit ihrem Cousin in die Schranken trat, hatte er die Vergleichung unvermeidlich gemacht. Tag für Tag war Antoinette gezwungen, diese beiden Männer zu sehen und zu beurtheilen. Sie bemühte sich die Betrachtung zu unterlassen, denn sie erfüllte sie nur mit Bitterkeit und Kummer; aber ein gewisses Etwas zwang sie ihr immer von Neuem auf, bis ihr Herz endlich matt und zaghaft vor Schmerz wurde. Ach, daß die Liebe, die so rasch geboren wird, die ein Blick, ein Wort auf einmal zur hellbrennenden Lebensflamme anfachen kann, so langsam ersterben muß und unter solch' bitterm Weh!

Aber obgleich Antoinettens Liebe an einer tiefschmerzlichen Krankheit dahinsiechte, lebte sie doch noch, als sie an dem Abend jenes Tages, an dem Mr. Dorrien abgereist war, das Bibliothekzimmer betrat. Sie lebte noch, und so lange noch Leben da ist, blüht auch noch Hoffnung; aber als sie Olivers verrätherische Hand in den Papieren seines Freundes wühlen sah, starb ihre Liebe in einem Augenblick. Sie starb einen

Tod, dem keine Auferstehung folgt — sie starb, getödtet durch Scham, Verachtung und eine Art von Grausen, die nichts, gar nichts mehr zurückließ, nicht einmal eine sanfte, liebe Erinnerung, nichts als die schmerzliche Einsicht, einen großen Irrthum begangen zu haben.

Und nun war er wieder da, und sie mußten sich sehen. Sie zögerte so lange wie nur möglich, bis sie hinunterging. Der Herzschlag stockte ihr fast, als sie im Vorsaale stand, denn Oliver war hinter dieser geschlossenen Thüre und wie, wenn sie ihn allein fand! Endlich faßte sie Muth und öffnete die Thüre. Sie erblickte Oliver sogleich, aber zu ihrer unaussprechlichen Beruhigung neben ihm Mrs. Dorrien. Ihre blassen Wangen rötheten sich und in ihrer Freude lächelte sie beinahe.

Oliver saß auf dem Sopha und sah sie sofort beim Hereintreten. Antoinette trug ein hellgelbes Sommerkleid, einfach, aber elegant gemacht; ein dunkelrothes Band schlang sich unter den weißen Kragen, und eine gleichfarbige Schleife durch ihr dunkles Haar. Oliver Black hatte einen feinen, künstlerischen Sinn für das Malerische, und als sie einen Augenblick auf der Schwelle zögerte, und er sie so frisch, jung und schön dastehen sah, lächelte er in der Erinnerung an ein heiteres Landschaftsbild, das er einmal gesehen hatte — ein lichtes Aehrenfeld, in dem zwei rothe Mohnblumen glänzten, die sich in der Sonne wiegten. Was

sonst in der Landschaft gewesen, wußte er nicht mehr, nur das gelbe Korn und die zwei rothen Mohnblumen waren ihm im Gedächtniß geblieben und standen jetzt auf einmal wieder vor ihm.

„Ein nettes kleines Ding! Wenn sie nur lenksamer wäre!“ dachte er mit einem prüfenden Blick auf Antoinette.

Aber daß sie dies nicht war, sah er schon, noch ehe sie die Thüre geschlossen hatte. Sie lächelte zwar, aber ein abweisender Stolz lag in ihrem Blick, in ihrer Haltung, selbst in der Wendung ihres schlanken Halses. Er fühlte es an der Art und Weise, wie sie ihm die Hand gab, als sie sich so ruhig wie Bekannte begrüßten, die sich nach langer, aber für sie gleichgültiger Trennung wiedersahen.

„Denken Sie nur, liebes Kind,“ rief die Mutter lächelnd und heiter blickend, „Ihre hübsche Schwalbe macht in Amerika geradezu Furore. Mr. Black hat gar nichts anderes gesehen.“

„Das sollte mir für Amerika leid thun,“ war die kühle Erwiderung, „ich dachte, da gäbe es sehr viel zu sehen.“

Mrs. Dorrien sah verlegen aus, und Oliver änderte das Gespräch und unterhielt die Mutter in der ihm eigenthümlichen leichten, liebenswürdigen Weise; aber fortwährend blickte er aus seiner Sophaecke, den schönen Kopf durch den rothen Sammetvorhang am

Fenster hinter ihm halb verdeckt, nach Antoinette. Das junge Mädchen bemerkte diesen Blick nicht, und die Mutter verstand seine Bedeutung nicht. Es war ein eigenthümlicher Blick, ruhig, ironisch und gänzlich leidenschaftslos — der Blick eines Kunstkenners, der ein hübsches Bild, das zum Verkauf ausgestellt ist, noch einmal genau studiert, ehe er sich entscheidet, der wohl seine Vorzüge anerkennt, aber auch seine Mängel bemerkt und sich entschließt, da es ihm im Ganzen nicht zusagt, nicht darauf zu bieten. Erinnern wir uns, daß er sie im Grunde nie wirklich geliebt hatte; er hatte sich ja keineswegs um ihres Selbst willen um sie beworben, sondern nur, weil er sie als Stufe zu seinem Glücke zu benutzen wünschte. Wäre sie einfältig oder abstoßend gewesen, würde er sich sicherlich gar nicht um sie gekümmert haben; sie wäre in seinen Augen für seinen Zweck werthlos gewesen; aber da sie anmuthig und anziehend war, hatte er sich gefreut, eben sowohl sie selbst als auch die Stellung zu gewinnen, die ihr Gewinn ihm nothwendiger Weise, wie er glaubte, verschaffen mußte; jetzt aber, wo sie ihm ein Hemmschuh und keine Hülfe war, schien ihm Alles, was ihm sonst an ihr gefallen hatte, verschwunden zu sein. Sie war unnütz — ja schlimmer als unnütz, sie war gefährlich, und ein Gefühl, dem Hasse sehr ähnlich — denn wirklich zu hassen vermochte er nicht — erwachte in ihm, als er sie jetzt betrachtete. Er fühlte und hatte es schon gefühlt, ehe er abreiste, daß Antoinette

sich von ihm und seiner Unterweisung ab und mehr und mehr Johannes Dorrien zugewendet hatte.

Einen besseren Mann, als er war, würde dies gekränkt haben, und um so mehr, als er es verdiente. „Il n'y a que la vérité qui fâche“, sagt das alte französische Sprichwort. Durchschaut, gewogen und zu leicht erfunden zu werden, ist schwer zu ertragen; aber Oliver war Philosoph und hatte sie ihren eigenen Weg gehen lassen. Und warum auch nicht? Wenn er seinen Hals aus dieser gefährlichen Schlinge ziehen wollte — mußte er nicht auch sie daraus entschlüpfen lassen?

Angenehm freilich war es nicht für ihn; selbst Jemand, der gar nicht von Eifersucht zu leiden hätte, würde von einem solchen Verhältniß wenig erbaut sein; aber es giebt gar Vieles in der Welt, was unangenehm ist, und Mr. Black, der schon Manches der Art durchgemacht hatte, war vorbereitet, noch viel mehr dergleichen durchzumachen, wenn es sein mußte. Deshalb überraschte ihn jetzt ihr verändertes Wesen nicht allzu sehr, noch schmerzte es ihn besonders, namentlich wenn er an ihren damaligen Abschied dachte — aber es verwirrte ihn doch ein wenig; denn er war doch bei alledem ein Mensch und hatte menschliche Schwächen. Deshalb erlahmte auch seine anfangs sehr lebendig geführte Unterhaltung mit Mrs. Dorrien gar bald, und diese begann ihre Pflicht, an Mrs. Reginalds Stelle die Gesellschaft zu amüsiren, als eine sehr mühsame zu empfinden. Sie fühlte sich sehr ermüdet und

war sogar ärgerlich auf Antoinette, welche, anstatt ihr zu helfen, kalt und schweigsam dasaß, als ob ihr Mr. Black ein völlig Fremder wäre und nicht der beste Freund von Johannes. In ihrem Aerger sagte und that sie gar Manches, was sie in anderer Stimmung nicht gesagt oder gethan haben würde. Die Unterhaltung hatte sich wieder einmal auf das unerschöpfliche Thema, auf das Wetter, geworfen.

Der Frühling hatte sich ungewöhnlich warm und frühzeitig eingestellt, und ein prächtiger Kastaniënbaum in Mr. Dorriens Garten konnte sich fast mit dem berühmten Baume im Garten der Tuilerien messen. Er hatte drei Tage nach diesem seine ersten großen Blätter ausgebreitet.

„Denken Sie nur, Mr. Black, drei Tage später als der im Tuileriengarten! Liebes Kind,“ sagte sie, sich zu Antoinetten wendend, „es ist noch hell genug, daß Mr. Black den Baum sehen kann. Nehmen Sie ihn mit hinaus und zeigen Sie ihm die Pracht. Wollen Sie so gut sein?“

Antoinette wurde blaß, aber sie begegnete Olivers spöttischem Blick und sprang sofort auf.

„Mit großem Vergnügen,“ sagte sie, nicht ohne einen gewissen Trotz.

„Ich kann ja leider nicht mitgehen,“ bemerkte Mrs. Dorrien entschuldigend zu Oliver; „die Sonne scheint zwar noch, aber die Luft ist scharf, und ich darf mich zu dieser Stunde nicht mehr hinauswagen.“

Oliver ersuchte sie höflich, ja davon abzusehen, und folgte dem jungen Mädchen aus der Stube.

„Was für eine Wohlthat!“ murmelte die Mutter, indem sie in ihr Sophakissen zurücksank. „Ich weiß gar nicht, was Antoinette hatte, daß sie so unliebenswürdig gegen den armen jungen Mann war. Nun muß sie doch wenigstens höflich gegen ihn sein.“

Die Sonne war noch nicht gesunken, als das Paar in den Garten trat; aber ihr blendendes Licht fiel nur noch auf die hohen Mauern und schimmernden Fenster der Nachbarhäuser; unten lag Alles schon im kalten, grauen Dämmerlichte.

„Kleine Hexe,“ sagte Oliver und wendete sein lachendes Gesicht Antoinetten zu, sowie die Thüre sich hinter ihnen geschlossen hatte, „welches Zaubermittel hast Du denn angewandt, um den Drachen, der uns von Johannes selbst als Wächter bestellt worden, so gnädig zu stimmen?“

Antoinette ging weiter, ohne ein Wort zu erwidern.

„Denke nur, Liebste,“ flüsterte Oliver, indem er neben ihr herschritt, „Deine Tante ist in Paris. Diesmal hat sie eine Wohnung in Mr. Browns Hause gefunden. Ich begegnete ihr diesen Morgen auf der Treppe, als ich wegen dieser langweiligen Kupferstiche bei ihm war. Sie sagte mir, sie müsse Dich sehen.“

Antoinette blieb stehen.

„Mr. Dorrien wird es nicht erlauben,“ sagte sie.

„O, vielleicht hat er seinen Sinn geändert.“

„Mr. Dorrien wird es nicht erlauben; das Erste, was er nach seiner Rückkehr that, war, mich nach der Tante zu fragen und mir es auf's Neue einzuschärfen, daß ich, so lange ich in seinem Hause lebte, mich jeder Gemeinschaft mit ihr zu enthalten habe. Er hat von ihrem Unglück in Monaco Kunde bekommen, und es scheint, daß sie abermals dort gewesen ist, und er bleibt völlig unerbittlich.“

Oliver runzelte die Stirne, schwieg aber.

„Willst Du es ihr sagen?“ frug sie nach einer Pause.

„O gewiß. Ich kann freilich nicht behaupten, daß es mir Vergnügen machen wird, denn ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß Mademoiselle Melanie außer sich gerathen wird. Bist Du auch ganz sicher, daß Mr. Dorrien hartnäckig bleibt?“

„Ganz sicher.“

„So laß Johannes sein Heil versuchen. Er vermag viel über den Alten.“

Antoinette blickte mit flammenden Augen zu ihm auf. Sie wußte ganz gut, daß Oliver das nur sagte, um zu erfahren, ob sie Johannes schon darum angegangen habe oder nicht, und sie war viel zu stolz, um zu läugnen.

„Auch Johannes ist es nicht geglückt,“ antwortete sie kurz.

„Und kannst Du denn nicht ohne Mr. Dorriens Erlaubniß gehen?“ frug Oliver mit seltsamem Lächeln.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Das ist also Deine letzte Entscheidung?“

„So ist es. Ich will nie wieder das wagen, was ich einst gewagt; mit welchem Erfolg, ist Dir ja bekannt.“

Es entstand eine Pause, während welcher die Beiden Blicke wechselten. Jedes fühlte, daß noch mehr kommen würde, daß die große Krisis nahe sei, und mehr nur um sie zu ärgern, als etwa die böse Stunde hinauszuschieben, sagte Oliver:

„Lassen wir nun Mademoiselle Melanie bei Seite und sprechen wir von uns selbst. Was hast Du mir zu sagen, Liebste?“

„Nichts.“

„Nichts? Und wir haben uns doch so lange nicht gesehen? Du könntest wohl danach fragen, wie es mir ergangen, wie ich mit Mr. Dorrien stehe, und was für Aussichten ich auf jene Stellung habe, nach der wir Beide so sehnsüchtig verlangen.“

Es ist schwierig ein Weib zu täuschen, das aufgehört hat uns zu lieben. Antoinette wendete sich mit einer Art von Verachtung zu ihm hin.

„Was für eine Stellung?“ frug sie.

„Mein Liebling, Du weißt, was ich meine. Irgend eine Stellung, welche mir gestattet, vor Mr. Dorrien zu treten und ihm zu sagen: Mein Herr, ich liebe

Ihre Enkelin und sie liebt mich, aber wir sind Beide zu arm, um unsern Haushalt ohne Ihre gütige Beihülfe zu begründen. Wenn Sie aber Ihr ganzes Kapital in jene verwünschte Mühle stecken — nein, selbstverständlich würde ich dieses starke Beiwort nicht brauchen — oder wenn Johannes Mademoiselle Basnage nicht heirathen will, deren Geld so nützlich sein würde —"

„Und will er sie wirklich nicht heirathen?" unterbrach ihn Antoinette.

„Nun, ich denke, am Ende thut er es doch noch," antwortete Oliver offen, „weil, siehst Du, er es thun muß. Die Firma braucht ihr Geld zu nothwendig, und dann kennt sie Johannes auch noch gar nicht, und wenn er sie näher kennen lernt, wird sich Alles leicht machen, denn sie ist wirklich ein bezauberndes Geschöpf."

Antoinette schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Ich hoffe, daß sie seiner werth ist. Johannes verdiente es, glücklich zu werden."

„Gewiß," entgegnete Oliver, „aber wir doch gewiß auch. Ist das der Kastanienbaum?" fügte er hinzu, indem er mit kritischen Blicken einen Baum musterte, an dem einige wenige zarte grüne Blätter in der kühlen Aprilluft sich zitternd bewegten. „Wenn es weiter nichts ist!"

„Oliver!"

Im Momente wußte er, was kommen würde, und langsam wandte er sich nach ihr um.

„Es ist Alles vorbei, und Sie wissen es," sagte Antoinette, und ihr Gesicht wurde todtenblaß. „Sie brauchen nicht mit Mr. Dorrien zu sprechen. Sie sind frei, und ich auch."

„Ich setze voraus, daß Du Dir das auch recht überlegt hast," erwiderte er gelassen, obgleich seine dunklen Augen wie Feuer glühten.

„Gewiß, das habe ich gethan. Sie haben mich nie geliebt, Oliver, und ich — nun — ich liebe Sie nicht mehr."

„Sie sind sehr offen, Miß Dorrien," sagte er mit kühlem Spott. „Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?"

Sehr ruhig entgegnete sie:

„Nein."

„Und wenn ich mich nun weigerte, Sie frei zu geben? Wenn ich darauf bestände, daß Sie mir Ihr feierlich gegebenes Versprechen halten?"

Sie blickte ihn an und sagte traurig:

„Weshalb versuchen Sie es noch, mich zu täuschen, Oliver? Es ist ja Alles vorbei, und Sie wissen es recht wohl und wollen es auch gar nicht anders; Sie tragen auch gar kein Verlangen darnach, mit Mr. Dorrien zu sprechen, denn Sie haben mich nie geliebt, und ich — ich liebe Sie nicht mehr."

Sie wiederholte die Worte, die sie vorher gebraucht hatte, mit ganz demselben traurigen Tonfall. Sie war sehr betrübt, nicht um seinetwillen, sondern

um der Liebe willen, die in ihr gestorben war. Und so herzlos Oliver auch war, so fühlte er doch eine schmerzliche Regung bei dem Gedanken, sie zu verlieren. Sie hatte ihn geliebt, das wußte er, und um dieser Liebe willen that es ihm fast leid, sie aufzugeben.

„Aber ich kann Dich nicht so verlieren — ich kann es wahrhaftig nicht," sagte er, indem er näher zu ihr trat und lächelte. „Du mußt mir wenigstens sagen, was ich verbrochen habe, wer Dein Herz mit bösen Reden über mich vergiftet hat. Du mußt das thun, das ist doch nur gerecht."

Er sprach in seinem aufrichtigsten Tone.

Ein Schauder überlief Antoinettens ganze Gestalt, und er sah das. Sie gedachte der Lügen, sie erinnerte sich der Falschheit und des Verrathes. Sie schlug ihr Hände voll Staunen und Entrüstung zusammen. Und gleich als wenn sie ihn daran mahnen wollte, wann und wie ihre Liebe gestorben, ruhte ihr Blick einen Moment auf den Fenstern der Bibliothek. Aber sie sagte nichts mehr; sie ging weiter, ohne sich umzusehen. Und Oliver verstand den Blick, und seine dunklen Augen folgten düster der verschwindenden Gestalt; aber er lächelte auch wieder über ihre Thorheit, den Handschuh so offen hinzuwerfen. „Armes kleines Ding!" dachte er.

„Und wo ist denn Miß Dorrien geblieben?" frug Mrs. Dorrien ganz überrascht, als Oliver allein in das Wohnzimmer trat.

„Miß Dorrien hat heftiges Kopfweh,“ erwiderte der junge Mann in leise bedauerndem Tone. „Ich habe den Baum gesehen — ganz wunderbar, in der That.“

„Wie fatal!“ sagte Mrs. Dorrien etwas verdrießlich, denn sie dachte, daß die ganze Last, den Besuch zu unterhalten, wieder auf sie fallen würde. Aber sie entging dieser Plage. Johannes trat ein, dann Mrs. Reginald, die höflich und würdevoll war, dann auch Mr. Dorrien, und man ging zur Tafel, bei der sich Mr. Black als sehr liebenswürdigen Unterhalter zeigte, an der jedoch Antoinette nicht Theil nahm.

„Sie hat Kopfweh,“ sagte die Mutter auf die Autorität Olivers hin.

„Das arme Kind!“ rief Mrs. Reginald im Tone des Bedauerns.

Johannes schwieg, aber sah ernst vor sich hin.

„Recht fatal sind diese ewigen Kopfschmerzen,“ murmelte Mr. Dorrien, wandte sich aber dann gleich wieder zu Oliver und ließ sich von dem amerikanischen Leben und Treiben erzählen.

Und das that der junge Mann und lieferte dabei mehr als einen Beweis, daß er in Amerika doch noch manches Bemerkenswerthe gefunden habe außer Antoinettens Schwalbe.

Elftes Kapitel.

„Liebe Freundin!"

„Ja, meine Beste?"

„Passen Sie auf, was ich Ihnen sage."

Auf diese Anrede von Seiten der Mrs. Reginald, die wie gewöhnlich zu einem kurzen Besuch in das Zimmer der Mrs. Dorrien gekommen war, legte diese ihre Arbeit beiseite und blickte gespannt in das Gesicht ihrer Freundin. Als diese sich somit ihrer vollständigen Aufmerksamkeit versichert hatte, hob sie, um dieselbe auch fest-zu-halten, den Finger und sagte mit starker Betonung:

„Es ist Etwas im Werke."

Augenblicklich wurde das Gesicht der Mutter ängstlich und besorgt. Sie konnte keinen Kummer mehr ertragen, nicht mehr wie sonst gegen das Leben ankämpfen.

„Etwas im Werke?" stotterte sie. „Ach, Mrs. Reginald, was kann denn das sein?"

„Das“, war die ruhige Antwort, „weiß ich nicht.“

„Gar nicht?“

„Nein, durchaus nicht.“

Mrs. Dorriens Gesicht wurde lang.

„Vielleicht ist gar nichts im Werke, meine Liebe“, bemerkte sie und gab sich Mühe, heiter auszusehen.

„Doch ist es so“, sagte die Freundin mit großer Bestimmtheit. „Sie müssen es doch bemerkt haben, es sieht Alles gerade so aus wie vor einem Gewitter — die Luft drückend, der Himmel dunkel, Menschen und Thiere voll Unbehagen, ja selbst die Insecten doppelt so quälend wie sonst — kurz, Alles verkündigt ein nahendes Gewitter. Ja, meine Liebe, so steht es seit einer Woche schon in diesem Hause, und ich bin ganz erstaunt darüber, daß Sie davon nichts gemerkt haben wollen.“

Mrs. Dorrien, die ihre Arbeit wieder vorgenommen hatte, legte sie wieder nieder.

„Was haben Sie denn aber gemerkt, meine Beste?“ frug sie.

„Was sagen Sie denn zu Johannes' Aussehen?“ sagte Mrs. Reginald statt aller Antwort.

„Der liebe Junge ist immer ernst“, sagte die Mutter zögernd; „er hat immer so viel im Kopfe.“

„Nun denn, da muß er gerade jetzt besonders viel im Kopfe haben“, bemerkte Mrs. Reginald trocken, „denn er sieht so finster aus wie ein Richter und ist schweigsam wie ein Stock.“

Die Mutter gerieth in Unruhe.

„Und Miß Dorrien? — Was halten Sie von der?“ frug die Freundin weiter. „Sieht sie etwa glücklich aus mit ihrem todblassen Gesichte?“

„Sie ist jetzt gerade leidend, meine Beste.“

„Leidend? — Sie ist einfach unglücklich. Aber warum das? — Ja, warum?“

„Ich hoffe doch nicht, daß etwas zwischen ihr und Johannes vorgefallen ist“, rief die Mutter jammernd.

„Wer kann auch immer wissen, was diesen albernen jungen Dingern fehlt!“ sagte Mrs. Reginald verächtlich. „Entweder sind sie ganz oben auf oder ganz niedergedrückt, ohne jeden vernünftigen Grund; aber es fehlt ihr etwas, darüber bin ich mir klar.“

„Aber Mr. Dorrien sieht doch so wohl und heiter aus!“ rief die Mutter, als ob sie soeben die Entdeckung gemacht hätte. „Ich habe ihn nie in besserer Laune gesehen.“

„Das ist gerade das allerschlechteste Zeichen“, erwiderte Mrs. Reginald triumphirend. „Wenn ein Mann so gänzlich verändert erscheint wie eben jetzt unser Mr. Dorrien, da muß irgend etwas im Werke sein. Was den alten Brown betrifft“, fuhr sie weniger erregt fort, „so ist er mir einfach ein Räthsel. Er kommt mir gar nicht mehr (zu) nahe, und wenn wir uns treffen, weicht er mir aus wie ein Hund, der einen Knochen gestohlen hat und Prügel verdient.“

„Ja, aber sagen Sie mir nur, was das Alles bedeuten kann", sagte wieder Mrs. Dorrien.

„Meine Beste, das weiß ich nicht und gebe mir auch durchaus keine Mühe, es zu erfahren", war die gleichgültige Antwort. „Das Leben ist voll von Mysterien, welche weder Sie noch ich zu ergründen im Stande sind. Wer weiß z. B. wohin die Hunde laufen? Nach Liebe? — Nach Vergnügen? — Nach Geschäften? Wie sicher traben sie ihren Weg die Straßen entlang, durch Wagen, Beine, Pferde, Regen oder Schmutz! Sie haben eine Absicht, aber was für eine? Das habe ich mir lange gewünscht ausfindig zu machen, aber ich mußte es aufgeben und habe mir seitdem die Lection zu Herzen genommen und quäle mich fortan nicht mehr, wenn mir etwas unverständlich bleibt, was unter meinen eigenen Augen geschieht; nur, meine Beste, dürfen Sie mich nicht schelten, wenn ich behaupte, daß, seit der kleine Mr. Black aus Amerika zurückgekommen ist, die Dinge einen solchen Anstrich gewonnen haben."

Mrs. Dorrien stieß einen Laut der Verwunderung aus. Was konnte denn Mr. Black mit diesen Verhältnissen zu thun haben? Mrs. Reginald blickte an die Decke und wußte nicht, wie sie das erklären sollte, aber war fest überzeugt, daß, seit der kleine Mr. Black wieder da sei, etwas Unheimliches im Werke sei. Sie wolle durchaus nichts Böses von ihm reden, aber an dieser Ueberzeugung halte sie fest.

Mrs. Dorrien, deren Befürchtungen erwacht waren, gab sich alle Mühe, etwas Bestimmteres aus ihrer Freundin herauszulocken, aber diese wollte entweder oder konnte nicht mehr sagen, als sie schon gesagt hatte. Ihr schlug das Gewissen wegen ihrer deutlichen Anspielung auf Mr. Black. Obgleich sie bei ihrer unerklärlichen Abneigung gegen ihn beharrte, wußte sie doch ebenso gut, daß diese eigentlich ein Unrecht war, und sie blieb um so hartnäckiger bei ihrem Schweigen, eben weil sie sich wirklich unbehaglich fühlte.

Die Veränderung an Mr. Dorrien war das, was ihr am meisten auffiel. Sie erschien ihr nicht sowohl als die Folge wiederkehrender Gesundheit als vielmehr wie ein Aufflackern des matten Geistes, der durch irgend eine geheime Ursache zu einem Scheinleben erweckt wird.

„Sieh ihn nur jetzt an", dachte sie bei sich, als sie ihre Freundin, die in keiner heitern Stimmung zurückgeblieben war, verlassen hatte, die Treppe hinunterging und aus dem breiten Treppenfenster sah, wie er eben aus dem Wagen stieg — „ist das wohl unser Mr. Dorrien, der so schlaff, so matt in allen seinen Bewegungen war? Wie? Dieser Mann hier trägt seinen Kopf so stolz und hoch wie ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren. Und wahrhaftig, da tritt auch schon der kleine Mr. Black zu ihm und grinst ihm in's Gesicht. Wahrscheinlich ladet ihn Mr. Dorrien zu Tische ein, und wir haben seine Gesellschaft

heute wieder zu ertragen. Na, ich darf nicht hinsehen — das macht mich schlecht, ganz gewiß.“

Und gewiß war es für den Charakter der Mrs. Reginald durchaus nicht gut, wenn sie das vortreffliche Einvernehmen bemerken mußte, welches zwischen Mr. Dorrien und dem Freunde seines Vetters bestand. Noch mehr aber würde es sie irritirt haben, wenn sie sich hätte überzeugen können, daß ihre Vermuthung richtig war und daß Mr. Dorrien allerdings eine jener freundschaftlichen Einladungen zum Essen an ihn hatte ergehen lassen, welche für Antoinetten, da sie ihr den früheren Verlobten gegenüber=stellten, zu einer wahrhaften Qual geworden waren. Aber Oliver hatte diesmal mit großem Danke bescheiden abgelehnt. Er sei schon versagt. Er fürchte, nicht kommen zu können. Er habe die bewußten Papiere Mr. Brown übergeben, der Alles erklären würde u. s. w. Aber an Mr. Browns Erklärungen lag Mr. Dorrien durchaus nicht viel. Der hatte weder die hübschen Augen noch die angenehme Stimme noch die verbindlichen Manieren von Oliver Black. Auch hatte Mr. Brown die betreffende Angelegenheit noch nicht gründlich durchgearbeitet und konnte sich leicht irren; deshalb drang Mr. Dorrien wiederholt in Mr. Black, daß er bleiben möge, und nach längerem Sträuben gab dieser denn auch endlich nach und willigte ein, mit hineinzugehen, sich die Papiere von Mr. Brown geben zu lassen und sie Mr. Dorrien in sein Zimmer zu bringen.

Er fand den alten Herrn auf seinem dunklen, aber eleganten Sopha zurückgelehnt sitzen, wie er mit zerstreutem, aufgeregtem Aussehen seine graue Angorakatze streichelte.

„Nun, Mr. Black“, rief er, dem Eintretenden kaum Zeit lassend, sich niederzusetzen, „was sagt der Architekt?“

„Nun, mein Herr“, entgegnete Oliver, ohne einen Moment zu zögern, „mir erscheint die Sache sogar weit ernster als ich vermuthet hatte — aber ich muß mich deutlicher erklären.“

„Ein andermal — nach Tische“, unterbrach ihn Mr. Dorrien. „Wollen Sie so gut sein, mir jetzt nur das Resultat Ihrer Erkundigungen zu geben?“

„Wohlan denn, man muß Sie mit dem Kostenanschlag getäuscht haben — ich wollte sagen“, fügte er, sich rasch verbessernd, hinzu, „Johannes muß hier einen Fehler gemacht haben; die Ausgabe würde eine ganz enorme sein. Sie würde das ganze, oder wenigstens den größten Theil des Kapitals der Firma erfordern; und sollte ein Krieg oder eine Revolution dazu kommen, so würde das Haus Dorrien allen Ereignissen Preis gegeben sein — so wenigstens erscheint Einem die Lage der Dinge, wenn man die Aufstellung von Monsieur Landre zu Rathe zieht. Sie werden die Zahlen hier verzeichnet finden.“

„Gewiß, gewiß“, sagte Mr. Dorrien ungeduldig, indem er die Schriftstücke überflog, die Oliver ihm hinreichte; „ich habe es stets gesagt. Es ist der reine

Wahnsinn! Johannes muß geradezu verblendet sein über die Papiermühle; er ist es von jeher gewesen. Wir können dieses furchtbare Risiko nicht auf uns nehmen; ich habe es ihm hundertmal gesagt."

„Johannes ist ein Phantast", sagte Oliver zögernd, „und die Phantasie spielt uns oft schlimme Streiche. Sie wissen, er war ein Dichter."

„Ein Dichter?" unterbrach ihn Mr. Dorrien mit leichtem Erschrecken; „davon habe ich allerdings nie etwas gewußt. Ein Dichter? Irren Sie sich auch nicht, Mr. Black?"

O nein, Mr. Black irrte sich nicht; aber genau genommen komme ja nichts darauf an, was Johannes früher gewesen sei; nur darum handele es sich, was er jetzt sei; und das einzige unglückliche Ueberbleibsel seiner knabenhaften Neigung für Verse sei diese schlimme Gabe der Phantasie, welche allerdings, wenn man ihr Einfluß auf Geschäftsangelegenheiten gestatte, eine höchst gefährliche Eigenschaft werden könne.

„Gewiß, gewiß", murmelte Mr. Dorrien. „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, Mr. Black, daß ich kein thörichtes Vorurtheil gegen die Dichter habe — gewiß nicht; aber Geschäftsleute sind sie nun einmal nicht. Und obgleich Mr. Johannes große Talente besitzt und mir sehr nützlich gewesen ist, so ist doch auch wieder nicht zu läugnen, daß, wenn er eine Papiermühle so dringend befürwortet, ihn seine Phantasie zu weit führt. Ich bin fest überzeugt, daß Mon-

sieur Basnage Wind davon bekommen hat, und er ist uns doch sehr — sehr nöthig. Auch habe ich ganz andere Pläne. Ich bedarf einer Luftveränderung; die Aerzte sagen, daß Paris mir gefährlich werden könne. Ich habe die Absicht, mich irgendwo anzukaufen; ein Schlößchen oder so etwas der Art an der Eisenbahn und nicht allzufern von der See gelegen möchte ich am liebsten haben, und dazu bedarf ich natürlich Geld."

„Natürlich", entgegnete Oliver leise, während seine dunklen Augen plötzlich leuchteten. „Das Schloß, welches Mr. Blackmore gehörte (er nannte ihn nie „Vater") und in welchem ich geboren wurde, ist noch zu verkaufen", sagte er.

„Wirklich? Und halten Sie das für einen vortheilhaften Kauf, Mr. Black?"

„Ganz entschieden. Das Haus macht zwar keine großen Prätensionen — es ist ein französisches Schloß, wie Sie wissen — aber es ist bequem und hübsch möblirt. Die Parkanlagen sind reizend; in dem kleinen Flusse, der durch dieselben fließt, giebt es eine große Menge Fische; die Eisenbahnstation ist nur eine kurze Strecke davon entfernt, und die Meereswellen schlagen gegen die Klippen, welche das Haus vor den Ostwinden schützen. Und dazu kommt als die Hauptsache, daß der Erbe, Mr. Blackmore, keine Lust hat, die Besitzung, die er nicht ausnutzen kann, zu behalten und sie weit unter ihrem wirklichen Werthe hingeben

wird, nur" — Oliver hielt inne und lächelte — „nur verlangt er baare Zahlung."

Mr. Dorrien sagte nichts dazu.

„Haben Sie die Besitzung kürzlich erst gesehen?" frug er dann. „Wissen Sie auch gewiß, daß sie noch zu verkaufen ist?"

„Ganz gewiß, wenn sie nicht vor zwei Tagen verkauft worden ist. Sie wurde noch in dem gestrigen „Galignani" ausgeboten."

Er zog die Nummer des Blattes aus der Tasche und zeigte sie Mr. Dorrien, der darin alle Vorzüge von La Maison Rouge aufgezeichnet fand und zum Schluß den bedeutsamen Hinweis auf mäßige Bedingungen, was auf dem Gesichte des Geschäftsmannes ein Lächeln hervorrief.

„Seltsam, wenn er es wirklich kaufte!" dachte Oliver, indem er das blasse Gesicht und das goldne Lorgnon des Lesenden über das Blatt hinweg beobachtete; „seltsam in der That, wenn ich auf diese Art wieder zu dem kommen sollte, was ohne das Zögern meines armen Vaters mein Eigenthum gewesen wäre! Wer weiß, was noch geschieht, und ob nicht La Maison Rouge sich als das sicherste Gegengift für Johannes Dorriens Papiermühle erweisen wird!"

„La Chapelle heißt der Ort, nicht wahr?" frug Mr. Dorrien. „Können Sie mir das Blatt hier lassen, Mr. Black?" frug er, die Zeitung niederlegend.

„Auf jeden Fall. Aber ich habe wieder an die

Mühle gedacht. Vielleicht hat man bei der Berechnung doch übertrieben. Soll ich noch einen andern Architekten consultiren und —"

Mr. Dorrien unterbrach ihn ungeduldig mit der Frage, was das wohl nützen sollte.

„Nein", fügte er in dem Tone eines Mannes hinzu, der mit sich im Klaren ist, „ich muß mit Mr. Johannes darüber sprechen, das ist Alles. Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, Mr. Black, für die Mühe, die Sie sich in dieser Beziehung gegeben haben. Ich wünschte sehr, daß die Sache noch nicht so weit gediehen wäre, besonders in Rücksicht auf Monsieur Basnage, der offenbar seit der letzten Zeit sehr kühl gegen mich geworden ist. Auch daran trägt Mr. Johannes die Schuld. Mir thut das sehr leid. Mir war diese Verbindung sehr lieb, aber natürlich darf ich mir nicht den Anschein geben, als wenn mir darum zu thun sei, wenn Monsieur Basnage es nicht thut."

Mr. Dorrien sprach sehr gereizt und blickte unruhig Oliver an, der mit heiterem Lachen sagte:

„Meine Person hat nichts zu bedeuten, und ich kann vielleicht die Sache wieder arrangiren — wenigstens werde ich weder Sie noch die Firma im Geringsten compromittiren, wenn ich den Versuch mache, während weder Sie noch Johannes es thun könnten, ohne Monsieur Basnage eitel zu machen. Ich kann den Boden sondiren und vor- oder rückwärts gehen je nach der Laune jenes Herren."

„Gut, gut“, sagte Mr. Dorrien, sehr erfreut über den Vorschlag, den er in der That sowohl erwartet als gewünscht hatte; „Sie können das versuchen, Mr. Black. Ich werde Ihnen sehr verbunden sein. Und wollen Sie auch so gefällig sein und Mr. Brown noch vor Tische über den Stand der Dinge aufklären?“ fügte Mr. Dorrien hinzu, der schon der Geschäftsangelegenheiten müde war und sich mit seinem peinlich genauen Untergebenen nicht gern in ein Langes und Breites über die Papiermühle einlassen mochte.

Oliver lächelte freundlich und erklärte sich bereit, Alles zu thun, was Mr. Dorrien wünsche. Er nahm seine Papiere mit und begab sich sofort mit demselben lächelnden Gesichte in das Zimmer des Mr. Brown.

„Nun, Mr. Brown“, sagte er heiter, als er bei dem alten Herrn eintrat, „ich glaube wirklich, daß ich zwei Dinge nun glücklich zu Ende geführt habe. Die Angelegenheit in Betreff Ihrer Kupferstiche ist nun völlig geordnet. Das kleine Hinderniß, das noch da war, ist überwunden, und Sie dürfen nun in dieser Hinsicht sich völlig beruhigen.“

Mr. Brown schob seine Brille in die Höhe und lächelte holdselig. Mr. Black sei doch gar zu gut, und er habe an schwarz und goldene Rahmen für die Stiche gedacht. Meine Mr. Black nicht auch, daß diese sehr passend sein würden? „Denn für Kupferstiche, wissen Sie, eignet sich nichts besser als Schwarz und Gold“, fuhr der alte Herr erregt fort.

„Der arme alte Kerl will sich wahrhaftig noch etwas abdarben für diese scheußlichen schwarz und goldnen Dinger", dachte Oliver mitleidig und in Folge derselben mitleidigen Regung rieth er Mr. Brown, sich doch wegen der Rahmen keine Sorge zu machen. Dieser zog aber eine so kummervolle Miene, daß Oliver einsah, er wolle nun einmal die Ausgabe für seine geliebten Kupferstiche machen, und so pries er denn die schwarzgoldnen Rahmen als durchaus würdig und passend und ging dann auf einen anderen Gegenstand über.

„Sie werden sich freuen, Mr. Brown, zu hören", sagte er ruhig, „daß der Plan mit der Papiermühle sich, wie Sie vorhergesagt haben, als gänzlich unausführbar erwiesen hat und demgemäß aufgegeben werden muß. Ich habe die Berechnungen alle hier."

„Verzeihen Sie, Mr. Black", bemerkte Mr. Brown vorsichtig, „ich habe das nicht vorhergesagt — ich erlaubte mir nur einen Zweifel."

„Der Ihren Scharfsinn beweist, da er zur Wahrheit geworden ist", sagte Oliver verbindlich, um ihn für seine Ansicht in der Sache zu gewinnen.

Aber Mr. Brown war nicht so schnell überzeugt.

„Verzeihen Sie, Mr. Black", sagte er, „aber wenn Mr. Johannes Dorriens Berechnungen nicht die Richtigkeit seiner Ansichten erweisen sollten, so können doch andere Berechnungen nicht ihre Unrichtigkeit beweisen."

„Wohl, wohl", erwiderte Oliver freundlich; „ich

habe nur nach Mr. Dorriens Wunsch gehandelt — ich habe einen tüchtigen Architekten ans Werk gesetzt und hier haben wir das Resultat. Ob es nun richtig oder falsch ist — Sie werden das jedenfalls herausbringen, Mr. Brown."

Der Buchhalter schmolz wie allemal unter dem Eindrucke des hübschen Gesichtes und des gutmüthigen Wesens von Oliver Black. Man konnte ihm nun einmal nicht widerstehen, dem angenehmen jungen Manne, der immer so liebenswürdig nachgab. Mr. Johannes war gewiß ein ganz vorzüglicher Herr, aber er neigte zur Herrschsucht, und hatte er einmal eine Idee gefaßt, die er für richtig hielt, so konnte weder Himmel noch Erde d. h. Mr. Brown ihn bestimmen, sie aufzugeben; und so fand sich der Alte, ohne Zweifel ohne sich dessen bewußt zu sein, aber nichts destoweniger ganz sicher, geneigt, dem strengen, unfehlbaren Johannes die Schuld beizumessen, und machte sich, unter dieser Voraussetzung, nachdem Oliver ihn verlassen hatte, über die Papiere her, um sie zu studieren.

Mr. Black begab sich nach dem Wohnzimmer. „Es soll mich doch wundern, ob ich sie dort finde!" dachte er.

Ja, Antoinette war da, aber nicht allein. Johannes und seine Mutter waren bei ihr, und alle Drei betrachteten die Skizze zu einer neuen Vignette für Briefpapier, die das junge Mädchen ihnen zeigte. Sie standen am Fenster. Das Tageslicht beleuchtete ihre Gesichter — das der Mrs. Dorrien, so bleich und

angegriffen, das Antoinettens, eben jetzt freudig geröthet, und das des Johannes, so offen und männlich. Sie schienen Alle sehr vergnügt zu sein: Antoinette lachte, und Johannes blickte mit seinen schönen grauen Augen ihr lächelnd in das erregte Gesicht.

„Darf ich es auch sehen?“ frug Oliver, indem er zu der Gruppe trat und sich an Antoinette wandte, die bei dem Klange seiner Stimme erschrak und blaß wurde.

Johannes, der die Zeichnung in der Hand hielt, reichte sie ihm und sagte:

„Bitte, sieh und bewundere!“

Antoinettens neueste Arbeit war sehr nett und gefällig. Ein hübscher Mädchenkopf mit einem Hütchen und Federn, weißem Kragen und blauer Schleife und — einem Paar kleiner weißer Flügel, die dahinter hervorlugten.

„Wir haben eben Miß Dorrien gefragt, ob sie auch Flügel hat und uns davonfliegen will“, sagte Johannes.

„Eine hübsche Idee“, bemerkte Oliver, ohne auf diese Rede zu achten und offenbar nur in Bezug auf die Zeichnung; „aber ein Kopf und Flügel und kein Körper — wird das nicht einen etwas unvollendeten Eindruck machen, Miß Dorrien?“

„Und wie hätte ich es denn vollenden sollen, Mr. Black?“ frug sie gelassen.

„O, es giebt verschiedene Arten, um derartige kleine

Sylphiden zu vollenden", erwiderte er lächelnd. „Eine Wespe würde sich z. B. für diese hier eignen, sollte ich meinen. Sie sieht danach aus, als ob sie nicht bloß wegfliegen, sondern auch stechen könnte."

Daß er einen Stich beabsichtigte, das war Antoinetten sofort klar. Ebenso fühlte dies Johannes, dessen dunkle Brauen sich finster zusammenzogen. Oliver Black hatte seiner Heftigkeit nachgegeben und bereuete es, sowie er die Worte gesprochen hatte; aber der Anblick der vertraulichen Nähe, in welcher er Antoinette und Johannes gefunden, hatte ihn aus aller Fassung gebracht. Er besaß gerade die Art von Eifersucht, welche durchaus keiner Liebe bedarf, um zu existiren — die Eifersucht der verwundeten Eitelkeit; aber, wie schon gesagt, er bereute seine Aufwallung und gab sich alle Mühe, den schlechten Eindruck zu verwischen. Die Glocke, die zum Essen rief, gab ihm dazu auch die beste Gelegenheit. Er widmete sich gänzlich der Mrs. Johannes Dorrien und war so heiter, so liebenswürdig, so bezaubernd, daß die alte Dame nicht anders konnte, als ganz entzückt zu sein; und selbst Johannes ließ sich besänftigen und seinen Verdacht wieder einschlummern. Nur Antoinette blieb traurig und ernst und blickte bei Tische sowohl wie den ganzen Abend ihren früheren Geliebten mit keinem Auge an.

„Also Krieg will sie?" dachte Oliver vergnügt. „Du armes, kleines Ding, Du ahnest nicht, was für Dich schon bereit liegt!"

Mr. Dorrien, dessen Heiterkeit mit der Schweigsamkeit seiner Enkelin stark contrastirte, konnte sie doch nicht lange aufrecht erhalten; indessen zog er sich zeitig zurück, und Oliver, der sich im Grunde entsetzlich gelangweilt hatte, verließ zu gleicher Zeit wie der Herr des Hauses den Speisesaal. Mit einem Athemzug der Erleichterung überschritt er die Schwelle des alten Thores und befand sich nun in der stillen Straße. Ueber ihm leuchteten die Sterne, und ein klarer Mond segelte still durch die leichten Rauchwölkchen, die hoch über den Dächern der Stadt lagerten. Die Nacht war weich wie eine Sommernacht, und Oliver dachte daran, wie schön es jetzt in dem schattigen Parke der ehemaligen Besitzung seines todten Vaters sein müsse. Ach, wie gern hätte er das alte französische Schloß wieder gehabt! Dort war er geboren worden als das Kind der Schande und einer illegitimen Verbindung, aus seinen Mauern war er, zwar in höflicher Form, aber nichtsdestoweniger entschieden ausgewiesen worden durch den weitläufigen Verwandten, der das, was sein Erbe hätte werden sollen, reclamirt und gesetzlich behauptet hatte. Es war Zeuge gewesen der bittersten Demüthigung seines Lebens. Es sollte nun auch seinen Triumph schauen. Wie würde es seinem verwundeten Stolze wohl thun, wenn er jene Schwelle wieder als Herr und Meister überschreiten und in jenen alten Räumen, die ihn ausgestoßen hatten, sich wieder auf's Neue einrichten könnte! — Ja

was könnte ihn hindern, natürlich auf ganz legalem Wege, seinen alten Namen Blackmore wieder anzunehmen?

„Ach, Mr. Black", sagte plötzlich eine scharfe Stimme dicht an seiner Seite in fremdklingendem Englisch, „haben Sie die junge Dame schon gesehen?"

„Meine theure Mademoiselle Melanie", erwiderte der junge Mann artig, „Sie dürfen mir glauben, erst diesen Abend konnte ich zu einer kurzen Unterredung mit ihr gelangen, die aber in gedämpftem Tone geführt werden mußte, weil der verwünschte Johannes immer aufpaßte. Ich erfuhr daraus, was sie endgültig beschlossen hat. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß sie sich mit dem lebhaften Ausdrucke des Bedauerns entschieden weigert, Sie zu besuchen — ja sie behauptet nicht im Stande zu sein, dies zu thun, so lange sie sich noch unter Mr. Dorriens Schutze befinde. Das ist allerdings höchst fatal für beide Parteien; aber was kann das arme kleine Ding anders thun?"

„Was, Sie nehmen ihre Partei — Sie stehen im Bunde mit ihr!" schrie die Tante, im Begriff, die Schale ihres Zornes über ihn zu ergießen.

„Ich?" — Oliver zuckte bedeutsam die Achseln — „nun, sie wäre mich nur gar zu gern los, wenn sie könnte."

„Die kleine, undankbare Schlange!" rief Made-

moiselle Melanie, indem sie dabei nicht an das Unrecht dachte, das ihm, sondern das ihr widerfuhr.

„Liebe Mademoiselle", erwiderte er in seiner glatten Weise, „weshalb wollen wir uns die Wahrheit verhehlen? Die junge Dame braucht uns nicht mehr. Sie sind nicht ihre rechte Tante, und sie zieht Ihnen den rechten Großvater vor. Ich bin ein armer Teufel, und ihr gefällt Johannes Dorrien besser. Wir müssen's nun einmal ertragen, liebste Mademoiselle — wir müssen's ertragen."

Er sagte das ganz heiter, aber gerade dieser scherzhafte Ton brachte sie nur noch mehr in Wuth, und das Licht der Gaslaterne, unter welcher sie standen, zeigte ihm ihr bleiches, zorniges Gesicht. Zuerst sagte sie kein Wort. Dann wendete sie sich plötzlich zu ihm. „Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen zur Rache verhelfe?" frug sie.

„Zur Rache?" erwiderte er gelassen. „Liebe Mademoiselle Melanie, ich trage auch nicht das leiseste Verlangen danach mich zu rächen. Wissen Sie, ich bin ein praktischer Mann und halte die Rache für etwas höchst Thörichtes, Nutzloses — bisweilen auch — Kostspieliges."

Er lachte ihr in's Gesicht, sich offenbar seiner Ueberlegenheit freuend.

„Wagen Sie es nicht, mir mit Ihren großartigen, gleichgültigen Manieren zu kommen!" rief sie, und ihre Augen funkelten. „Ich weiß, daß Sie sie los

sein wollen — ich weiß es; ich weiß, daß sie Ihnen im Wege ist. Was geben Sie mir dafür, wenn ich Ihnen helfe, sie für immer aus dem Wege zu räumen?"

Ihr Scharfblick erschreckte ihn ein wenig.

„Danke schön", sagte er leichthin; „aber wie kommen Sie darauf, sich einzubilden, daß ich wirklich — ich schäme mich das Wort zu gebrauchen — Miß Dorrien los sein wollte?"

„Weil sie sich nichts mehr aus Ihnen macht, und weil Sie das wissen", war die dreiste Antwort.

Er sprach kein Wort. Er blickte auf seine Cigarre, die er zierlich zwischen dem linken Zeigefinger und Daumen hielt, damit ihr Geruch der Dame, vor der er stand, nicht lästig falle, dann hob er plötzlich die Augen auf und heftete sie voll auf ihr Gesicht. Sie wechselten einen langen Blick, etwa wie damals als sie über Antoinettens Geschick entschieden; und auch dieser Blick entschied über sie, obgleich für den Augenblick kein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde.

„Das Gespräch regt Sie zu sehr auf, Mademoiselle", sagte er. „Ich will Ihnen Zeit lassen, sich zu beruhigen, und werde vielleicht morgen — ja — morgen Vormittag bei Ihnen vorsprechen — mit Ihrer gütigen Erlaubniß natürlich."

„Gut, kommen Sie nur und besuchen Sie mich, jetzt wo Sie mich brauchen", sagte sie scharf — „kommen Sie nur, Mr. Black."

Er lachte ganz heiter, lüftete den Hut vor ihr zu artigem Gruße und verließ sie.

Beruhigen! Er wußte recht gut, daß das Nachdenken sie nicht beruhigen, sondern ihre Wuth zum halben Wahnsinn entflammen würde, daß dieser wie die Wogen der stürmischen See immer höher und höher steigen, und endlich auch nicht der matteste Strahl von Vernunft übrig bleiben würde, der die trostlose Nacht durchdränge. Was er wollte, war nichts weiter als Mademoiselle Melanie Zeit zu lassen, für ihre Rache einen ausführbaren Plan zu ersinnen, dessen er sich dann mit Maß bedienen konnte; denn ihre wilde, grausame Natur stand der seinigen ganz fremd gegenüber. Er konnte wohl auch in seiner Weise unbarmherzig genug sein, aber nur wo es wirklich Noth that, und gesetzt daß er von Antoinetten loskommen konnte, was wollte er noch mehr?

Zwölftes Kapitel.

Antoinette hatte sich bis jetzt tapfer aufrecht gehalten, aber an diesem Abend brach sie zusammen. Oliver so häufig und in so nahem Verkehr begegnen zu müssen, war mehr, als sie ertragen konnte. Als Mrs. Reginald, nachdem Oliver fort war, an ihrer Stube vorüberging, hörte sie ihr leises Weinen und Stöhnen. Sie lauschte erst eine Weile mit sehr ernstem Gesicht, dann kehrte sie um und begab sich geradenweges in die Bibliothek, in die sich Johannes gleich nach Tische zurückgezogen hatte. Die alte Dame betrat sonst dies Zimmer nie, denn wenn Johannes dort war, hatte er stets zu arbeiten; diesmal aber ging sie von der Regel ab, und wenn Johannes über ihren unerwarteten Anblick erstaunt war, so war sie es nicht minder, als sie ihren jungen Freund nicht bei der Arbeit, sondern in einiger Entfernung vom Schreibtisch in seinen Stuhl zurückgelehnt und offenbar in tiefe Gedanken verloren antraf.

„Erschrick nicht," sagte sie, als er in die Höhe fuhr; „Deine Mutter befindet sich ganz wohl. Ich wollte nur wissen, ob Du mir vielleicht sagen kannst, was dem Kinde fehlt. Du bist ja diesen Winter ganz prächtig mit ihr ausgekommen; vielleicht weißt Du nun auch, weshalb sie auf ihrem Zimmer schluchzt, als ob ihr das Herz brechen sollte."

Johannes sah unruhig aus.

„Mir ist nur eine Ursache ihrers Kummers bekannt, nämlich die, daß Mr. Dorrien ihr verboten hat, ihre Tante zu besuchen," sagte er nach einer Pause.

„Ehe ich glaube, daß Jemand im Stande ist, um einer solchen Person willen so zu schluchzen und zu stöhnen —" rief Mrs. Reginald mit Entrüstung, unterbrach sich dann aber selbst mit den Worten: „sage etwas Anderes, Johannes."

Aber der junge Mann hatte nichts weiter zu sagen.

„Du meinst doch nicht etwa," sagte die alte Dame, ihre Brauen runzelnd — „Du kannst doch nicht etwa meinen, daß sie sich um den kleinen Mr. Black abhärmen könne?"

Ein schmerzliches Erröthen färbte das geistvolle, bleiche Gesicht des jungen Mannes.

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß sie ihn liebt," entgegnete er, „so möchte ich fast mit Gewißheit behaupten, daß dies nicht der Fall ist."

„Dann, Johannes, höre den Rath Deiner alten Freundin," sagte Mrs. Reginald sehr ernst. „Kein

Schwanken hin und her, kein Zeitverlieren, Johannes. Sie ist ein gutes Kind, trotzdem sie so schlecht erzogen worden ist, und der Mann, den sie liebt, kann sie ganz nach seinem Willen lenken. Auch ist es hohe Zeit," fügte sie eindringlich hinzu, „daß Du Dir endlich Deinen Antheil am Geschäfte sicherst. Mr. Dorriens Gesundheit ist schwankend," fuhr sie fort, indem sie sich erhob, „und schon dies müßte Dich vorsichtig machen."

„Ich glaube, Sie haben Recht, Mrs. Reginald, ich danke Ihnen herzlich," sagte Johannes zerstreut; aber, um die Wahrheit zu sagen, er dachte nur an Antoinettens Seufzer und Thränen und nicht an den gutgemeinten Rath der alten Freundin.

„Johannes, wenn Du nicht an Dich selbst denken willst, so denke doch wenigstens an Deine Mutter," drängte Mrs. Reginald von Neuem und hob warnend ihren Finger empor.

„Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich das thun werde," entgegnete er sehr ernst; aber als sie hinausgegangen war, versank er doch wieder in seine eigenen Gedanken, die allerdings jetzt keine Rosenfarbe zeigten.

„Ein guter Junge, aber eigensinnig," dachte Mrs. Reginald, als sie die Treppe hinauf ging. „Ich möchte wissen, was *sie* jetzt macht."

Sie blieb wieder vor Antoinettens Zimmer stehen, doch drang jetzt kein Laut des Kummers zu ihren lauschenden Ohren. Der leidenschaftliche Ausbruch

hatte sich erschöpft, jedoch nicht ohne deutliche Spuren seiner Gewalt zurückgelassen zu haben.

Das junge Mädchen sah am andern Tage sehr bleich und krank aus, und mit jedem Tage wurde ihr Aussehen schlimmer. Johannes sprach mit Mr. Dorrien darüber; der sah recht gelangweilt aus, daß er sich überhaupt um Miß Dorriens Gesundheit kümmern sollte, sagte jedoch:

„Lassen Sie in jedem Falle Dr. Parker holen.“

Der Arzt kam, sprach von Nervenverstimmung, verordnete Chinin und deutete, wenn auch vorsichtig, darauf hin, daß das Gemüth angegriffen zu sein scheine. Mr. Dorrien hörte ihn kalt an, bezweifelte jedoch keinen Augenblick, da Dr. Parker es sage, daß Miß Dorrien einer Kräftigung bedürfe.

Da jedoch trotz der Medizin weder die rosigen Wangen noch die rosige Laune bei Antoinetten wiederkehren wollte, so ergriff Johannes die erste Gelegenheit, die sich bot, als Mr. Dorrien von einem kurzen Ausflug nach dem nordwestlichen Frankreich zurückkehrte, noch einmal mit ihm zu sprechen.

„Mit Miß Dorrien geht es immer noch nicht besser,“ sagte er.

Mr. Dorrien bedauerte, das hören zu müssen.

„Dr. Parker kam während Ihrer Abwesenheit einmal zu meiner Mutter und besuchte dabei auch Miß Dorrien. Er fand sie noch schwächer als früher und meinte, daß eine Luftveränderung ihr gut thun werde.“

„Und wie ließe sich denn das bei Miß Dorrien bewerkstelligen?“ frug Mr. Dorrien kühl.

Es war nämlich bei ihm zur fixen Idee geworden, daß er einer Luftveränderung bedürfe, und so hielt er es für eine Art von Anmaßung, wenn so ein junges Ding wie Antoinette dieselben Ansprüche machen wollte wie er. Aber Johannes ließ sich durch seine kalten Blicke nicht irre machen.

„Meine Mutter könnte mit ihr an die See gehen,“ sagte er. „Mr. Black war vor kurzer Zeit in St. Ives und sprach nach seiner Rückkehr von einem Landhause, welches dort in der Nähe zu vermiethen sei. Es habe einem würdigen, alten Herrn gehört, der seit einigen Jahren todt sei, und werde jetzt an Badegäste vermiethet. Es wird um diese Jahreszeit ziemlich billig sein, und der Ort selbst ist still und hübsch.“

„Und Mrs. Johannes würde dann bei Miß Dorrien bleiben?“ sagte Mr. Dorrien, der ihm mit halbem Lächeln zugehört hatte. „Wahrscheinlich wollen Sie die Damen dorthin begleiten?“

„Ich könnte sie hinbringen, einen Tag dort bleiben und am andern Tage zurückkommen.“

„Gut. Nun, ich habe durchaus nichts gegen Ihren Plan, lieber Johannes. Sie können dies Miß Dorrien mittheilen.“

Da dies Gespräch kurz vor der Essenszeit stattfand, so glaubte Johannes Antoinetten sicher im Wohnzimmer zu finden und begab sich deshalb sofort dorthin.

Er fand sie blaß und traurig am Fenster sitzen, als er die Thüre öffnete. Sie sah sich um, erblickte Johannes und kehrte zu ihrer apathischen Betrachtung des Gartens zurück. Es lag nichts von Willkommen in ihrem ganzen Wesen; aber, ohne darauf zu achten, ging Johannes auf sie zu, zog einen Stuhl dicht an ihre Seite und frug theilnehmend:

„Wie geht es Ihnen heute?"

„O ganz wohl," antwortete sie resignirt. „Ich danke Ihnen," fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Möchten Sie vielleicht eine Spazierfahrt mit meiner Mutter machen?" schlug er vor.

„Ich glaube, es ist besser, ich bleibe zu Hause," erwiderte sie matt.

„Oder möchten Sie mit Mrs. Reginald Einkäufe besorgen?" fuhr er fort.

„Das hasse ich!" sagte sie fast verdrießlich.

„Oder, heute Abend wird eine neue berühmte Sängerin auftreten, wollen wir vielleicht in die Oper gehen?"

Ein schwacher Glanz trat für einen Augenblick in Antoinettens dunkle Augen, starb aber sofort wieder dahin. Wie, wenn sie nun im Theater Oliver träfe? Der bloße Gedanke machte sie elend.

„Ich danke Ihnen, Johannes," sagte sie, wieder in ihrer Stumpfheit zurücksinkend, „aber ich mache mir jetzt nicht viel aus dem Theater."

„Was macht Ihnen denn eigentlich Freude?"

„Nichts.“

Sie faltete die Hände in ihrem Schoß und sprach das traurige Wort mit schmerzlicher Apathie. Johannes sah sie einen Augenblick aufmerksam an, dann sagte er ruhig:

„Ich hoffe, daß Sie den Vorschriften des Arztes genau folgen?“

„Gewiß,“ erwiderte sie ungeduldig, „aber was nützt das? Ich sage Ihnen, Johannes, ich bin gar nicht krank.“

Sie seufzte tief auf bei diesen Worten, denn sie war in der That auch nicht krank und wußte das recht wohl. Ihr Leiden war ein unbesiegbarer Herzenskummer. Sie hatte einen großen, großen Mißgriff gethan und konnte sich das nicht vergeben. Ihre Liebe zu Oliver, sonst ihr Stolz und Entzücken, war jetzt zur Demüthigung ihres täglichen Lebens geworden. Sie konnte es sich wohl verzeihen, daß sie einen schlechten Mann für gut gehalten hatte, aber die Sünde, für die es keine Vergebung gab und deren Stachel sie täglich empfand, war die, daß sie seiner Verrätherei gegen ihren besten Freund Vorschub geleistet hatte. Wohl war sie nicht so weit gegangen, als er von ihr verlangt hatte, aber sie hatte ihm doch gestattet, ihr Leben Tag für Tag zu einer Lüge zu machen. Grausamer, unerträglicher Gedanke! Und es war eine Lüge, deren Folgen nicht sie allein — das hätte sie ertragen können — sondern auch Andere trafen. Sie war für

Oliver Black jene verlockende Gelegenheit gewesen, welche selbst die Bösen brauchen, um zu sündigen. Wenn sie nicht in die Verheimlichung gewilligt hätte, ohne welche er machtlos war, so würde Oliver das Verhältniß zu ihr aufgegeben und nie darnach gestrebt haben, sich an Johannes Dorriens Stelle zu setzen. Das aber war sein Ziel von Anfang an gewesen — Antoinette begriff es jetzt — das war sein Ziel noch immer; und wollte sie nicht selbst Verrath üben, um dessenwillen Johannes sie verachten würde — so konnte sie nichts thun, um die Gefahr von ihm abzuwenden. Johannes vermuthete sie zwar, aber kannte sie nicht bestimmt, und sie konnte ihm die nöthigen Beweise dafür nicht in die Hände geben. Sie konnte nicht zu ihm sagen: „Hüte Dich! Der Freund, den Deine Güte hierher gebracht, ist ein Verräther. Er raubte Dir die Braut, die Dir in Aussicht gestellt war, er will Dir jetzt auch Mademoiselle Basnage und wo möglich selbst Deine Stellung hier entreißen.“ Nicht ein Wort dieser Art durfte sie sprechen. Schweigen war ihr hartes, hartes Loos, und dieses Schweigen sowie die Vorwürfe, die ihr Herz sich machte, die bildeten ihre Krankheit — das Leiden, dem kein Arzt abhelfen konnte.

„Antoinette,“ sagte Johannes nach einer Weile, „hätten Sie wohl Lust, Paris auf einige Zeit zu verlassen?“

„Wie so?“ frug sie und sah ihn zweifelnd, aber zugleich auch mit belebterem Blicke an.

„Der Arzt meinte, daß ein Luftwechsel Ihnen gut sein würde, und Mr. Dorrien wünscht, daß Sie dies Mittel versuchen sollen. An der Küste der Normandie nahe bei St. Ives liegt ein reizendes kleines Dorf. Ich würde Sie mit meiner Mutter dorthin bringen, Euch Beide etwa vierzehn Tage dort lassen und dann wieder kommen und Euch abholen.“

Ein rosiger Schimmer der Freude verklärte Antoinettens bleiches Gesicht. Die Stadt, in welcher Oliver wohnte, das Haus, wo sie, mochte sie thun, was sie wollte, nicht vermeiden konnte, ihn zu sehen, verlassen zu können, in weiter Ferne an der Seeküste, auf luftigen Dünen, in grünen Feldern leben zu dürfen, weit weg von der verhaßten Vergangenheit und der niederdrückenden Gegenwart — das Alles, und wenn es auch nur für vierzehn Tage sein sollte, erschien ihr wie eine himmlische Erlösung aus ihrem Elend.

„Ach, Johannes!“ rief sie, und ihre Augen füllten sich mit Dankesthränen, „wie gut sind Sie! Das wünsche ich mir so sehr — o so sehr!“

Auch Mrs. Dorrien war erfreut über die Aussicht auf eine angenehme Abwechselung in ihrem Leben und erklärte sich gern bereit, Antoinetten unter ihre Obhut zu nehmen; nur das Eine thue ihr leid, sagte sie, daß sie Mrs. Reginald zu Hause lassen müsse.

„Lassen Sie's gut sein, meine Beste," erwiderte die Freundin heiter, als sie ihr am Morgen der Abreise beim Einpacken behülflich war — denn die so schnell projectirte Reise litt keinen Aufschub — „lassen Sie's nur gut sein, sage ich. Amüsiren Sie sich, halten Sie aber den Johannes nicht länger auf, als eben nöthig ist."

„Aber der arme Junge bedarf auch einmal einer Zerstreuung," entgegnete die Mutter in beleidigtem Tone.

„Gewiß, gewiß; aber halten Sie ihn nicht lange auf und lassen Sie ihn keine Zeit mit Schwänzeln um Antoinette verschwenden — das will ich nur damit gesagt haben."

„Ach, daran ist doch Nichts," sagte die Mutter seufzend. „Er und Antoinette scheinen zwar gute Freunde zu sein, aber doch —"

„Was?" sagte Mrs. Reginald, von dem Koffer aufblickend, mit sichtlichem Interesse.

„Doch kommen sie sich nicht näher, und ich wünschte das doch so sehr, wäre es auch nur im Interesse seines Eintritts in das Geschäft," fügte die Mutter abermals seufzend hinzu.

„Vielleicht stehen sie sich schon näher, als Sie glauben," bemerkte die kluge Freundin. „Das junge Volk ist ganz entsetzlich schlau."

„Aber ich habe Johannes darum befragt und er hat mir zugestehen müssen, daß bis jetzt noch kein Wort der Art zwischen ihnen gefallen ist."

„Lieber Himmel, meine Beste! Bisweilen geht so etwas ohne Worte viel besser von Statten."

„Gewiß, aber es wäre mir doch eine große Beruhigung, wenn Alles in Ordnung wäre. Ich begreife nicht, warum Mr. Dorrien die Sache nicht zur Entscheidung bringt."

„Der hat's nie eilig," sagte Mrs. Reginald trocken.

„Und doch ist er so freundlich gewesen und hat gleich eingewilligt, daß Antoinette verreisen und Johannes sie begleiten darf. Ich dachte, er würde Schwierigkeiten machen, aber er hat nicht einen Einwand erhoben."

Mrs. Reginald starrte hinauf nach der Decke und schloß ihre Lippen, wie fest entschlossen, ihr weder zu widersprechen, noch gar beizustimmen. Allein die Versuchung, zu opponiren, erwies sich doch als zu groß, und sie sagte bedeutsam:

„Wohl wahr, meine Liebe, aber lassen Sie trotzdem den Johannes nicht lange dort bleiben. Sie brauchen nicht so ängstlich auszusehen. Aber wissen Sie, Geschäft ist Geschäft."

Mit diesem unwiderleglichen Satze endete das Gespräch; aber während die Sorge, welche die Bemerkungen der Freundin wachgerufen, aus der Seele der Mutter bald wieder verschwand, blieb sie in sehr bestimmter Gestalt in der Brust der Mrs. Reginald selbst haften. Wir wissen schon, daß die alte Dame seit einiger Zeit entdeckt hatte, daß „etwas im Werke sei." Was

aber dieses Etwas war, das schien sich ihr eben an dem Morgen der Abreise ihrer Freunde enthüllen zu wollen.

Ehe Mr. Dorrien ausging, theilte er Mrs. Reginald mit, daß er diesen Abend nicht zu Hause speisen werde.

„Ich meine, verstanden zu haben, daß Sie Mr. Brown baten, heute, als am Montag, auf Sie zu warten,“ bemerkte Mrs. Reginald. „Ich glaube, es war am Freitag, als Sie zu ihm sagten, daß Sie Etwas mit ihm zu besprechen hätten.“

„O, sehr möglich;“ erwiderte Mr. Dorrien ruhig; „aber wir speisen heute Abend zusammen bei Monsieur Basnage und wollen dort die Angelegenheit besprechen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben, Mrs. Reginald. Es thut mir sehr leid, daß wir Sie so ganz allein lassen müssen, aber allerdings vermuthete ich nicht, daß uns unsere Freunde so bald verlassen würden.“

Und mit seinem gewinnendsten Lächeln wünschte ihr Mr. Dorrien einen guten Morgen.

„Beide speisen heute bei Monsieur Basnage?“ sagte Mrs. Reginald zu sich. „Ich dachte, es wäre eine gewisse Kühle in ihrem Verhältniß eingetreten!“

„Nun, Mr. Brown,“ konnte sie nicht umhin zu sagen, als sie diesem Herrn einige Minuten später auf dem Vorsaale begegnete. „Wie es scheint, verläßt mich ja alle Welt. Ich habe einen netten Abend vor mir, so mutterseelen=allein in dem großen Hause!“

„Ich bedauere unendlich, daß ich Ihnen nicht Gesellschaft leisten kann, Mrs. Reginald," erwiderte der Buchhalter vorsichtig, „aber ich habe eine Abhaltung — eine Abhaltung, Mrs. Reginald."

„Wirklich? Sie haben sich wohl mit Mr. Black verabredet, um über die Kupferstiche zu verhandeln?" fragte die alte Dame mit schneidendem Spott, denn sie hatte die Kunstschätze des alten Brown mit in ihre Abneigung gegen Mr. Black hineingezogen.

Ein Schimmer von trockenem Humor trat in die matten Augen des alten Mannes.

„Nun ja," sagte er, indem er der Versuchung, einen Scherz zu machen, in einer schwachen Minute nachgab, „Sie wissen, daß, wenn ich mit Mr. Black zusammentreffe, immer nur von den Kupferstichen die Rede ist."

Die kluge Dame stand wie versteinert da. Mr. Brown — das hatte sie ihm schon oft ins Gesicht gesagt — besaß nicht soviel Phantasie, um auch nur die kleinste Lüge zu erfinden. Wenn er also sagte oder andeutete, daß er mit Oliver an diesem Abend zusammen sein würde, so war die Schlußfolgerung ganz einfach — auch Oliver Black speiste bei Monsieur Basnage. Ebenso würde wohl auch Johannes hinzugezogen worden sein, hätte er nicht seine Reise vorgehabt. Und nun sollte er, der Fremde, der Eindringling an Johannes' Stelle mit Mademoiselle Basnage zusammen=treffen! Sie mochte eine Puppe sein, wie

Mrs. Reginald so oft geäußert hatte, aber diese Puppe gehörte oder sollte doch ihrem Johannes gehören, und daß nun dieser kleine Mr. Black mit ihr an einem Tische sitzen sollte, der Gedanke war ihr unerträglich.

„Mr. Brown," sagte die erzürnte Dame streng, „Sie spielen eine Ihrer unwürdige Rolle und denken Sie an mich" — hier erhob sie ihren Zeigefinger — „Sie werden es noch bereuen."

„Mrs. Reginald!"

„Sie unterstützen diesen kleinen Mr. Black auf alle Weise, und lediglich deshalb, weil er Sie völlig umgarnt hat mit seinem Gerede über Ihre Morghen'schen Stiche, die ebenso wenig von Morghen sind als ich es bin."

„Mrs. Reginald, die Blätter sind echt," rief der Alte tief beleidigt.

„Sie sind auf seiner Seite und zwar gegen den prächtigen, wahrhaften, treuen Johannes Dorrien, den Sie von seiner Knabenzeit her gekannt haben; und glauben Sie mir, Sie werden es bereuen."

Mit diesen Worten verließ Mrs. Reginald den Buchhalter, der sich viel zu sehr über ihre Mißachtung seiner Kunstschätze alterirt hatte, als daß er lange über die Bedeutung ihrer Warnung hätte nachdenken mögen.

Aber von diesem wichtigen Zwischenfalle erfuhr niemand etwas als eben Mrs. Reginald, und eine Stunde später begaben sich Johannes, seine Mutter und Antoinette zum Bahnhofe. Seit langer Zeit hatte

sich Antoinette nicht so leicht und glücklich gefühlt wie jetzt, als sie in den Wagen stieg, der sie aus dem Hause ihres Großvaters entführen sollte. Sie hätte in der Freude ihres Herzens laut singen können, und als sie unter dem gewölbten Thorweg hindurchfuhren und hinaus in die düstere Straße gelangten, steckte sie ihr Köpfchen aus dem Wagenfenster und nickte dem alten Hause ein triumphirendes Adieu zu; aber schnell schwand das Licht aus ihren Augen, das Lächeln von ihren Lippen und die Freude aus ihrem Herzen, denn auf der Straße, dicht an die Mauer gedrückt, um den Wagen vorüber zu lassen, erblickte sie Oliver Black. Er warf seine Cigarre weg, als er sie sah, und grüßte sie mit einer ernsten und spöttischen Artigkeit, und Antoinette legte sich mit traurigem Gesichte, in dem nichts mehr von Triumph zu lesen war, im Wagen zurück.

„Sie scheinen doch recht matt zu sein,“ sagte Mrs. Dorrien im Tone des Bedauerns.

„O nein, mir ist ganz wohl, ich danke Ihnen,“ erwiderte das Mädchen und gab sich alle Mühe, zu scherzen und heiter auszusehen, aber ihr Versuch mißlang.

Indessen, die Entfernung ist eine gar mächtige Zauberin, und obgleich ihr Gedanke beim Anblick Olivers gewesen war: „was hilft es auch, daß ich jetzt fortgehe, da ich doch wieder dahin zurück muß, wo er ist?“ konnte sie sich doch nicht der Freude ganz verschließen, als sie nun im Coupé saß und die grüne Landschaft zu beiden Seiten an sich vorüber

fliegen sah. O gewiß, in dieser schönen Welt, wo der Himmel so rein und die Erde so lieblich war, wo ein prächtiger Fluß im Schatten silberglänzender Weiden dahin rauschte, und malerische alte Städte mit sonnbeglänzten Kirchthürmen sich am Horizonte erhoben, in dieser Welt, in der es so viele glückliche Wohnungen gab, reizende Villen und stolze Schlösser — in einer solchen Welt würde doch wohl auch für sie und ihre geringen Ansprüche an Glück Raum zu finden sein!

Die Sonne ging wie ein blutrother Feuerstreifen hinter den grünen Kornfeldern unter, als Johannes sagte:

„Hier steigen wir aus.“

„Ist dies La Chapelle?“ frug Antoinette, indem sie sich umblickte und nur ein einsames kleines Stationsgebäude erblickte.

„Nein, St. Ives,“ entgegnete Johannes.

Antoinette sah, wie Mrs. Dorrien ihren Sohn anblickte, und sah auch Johannes' ernste Augen. Der Name St. Ives rief so manches Bild aus der Vergangenheit wieder vor seine Seele, von dem sich das Mädchen keine Vorstellung machen konnte. Sie hatte allerdings von der berühmten Schule des Abbé Veran gehört, aber die Armuth, in der Johannes und seine Mutter damals gelebt, seine ehrgeizigen Jugendträume wie seine glühenden Hoffnungen waren ihr nur zum Theil bekannt geworden.

„Liebster Junge," sagte die Mutter, indem sie sorgenvoll in sein Gesicht blickte und seinen Arm fester an sich drückte.

Johannes gab keine Antwort. Er dachte nicht an den Traum, den er aufgegeben, er schaute nicht zurück und sehnte sich nach den Tagen, die vergangen — nein, vor ihm erhob sich die Gestalt eines Mannes von dunkler Gesichtsfarbe und grauem Haar, und es war ihm, als hörte er eine warme, herzliche Stimme mit irischem Accente, die ihm zurief:

„Leb'wohl, Leb'wohl, Johannes, mein Junge, lebe wohl!" O traurigstes von allen traurigen Worten — traurig selbst, wenn denen, die es aussprechen, ein Wiedersehen winkt; denn reißt nicht jedes Scheiden ein Glied aus der Kette, die unsere Lebensbahnen hier auf Erden verbindet?

Ein Omnibus brachte die Reisenden auf einer einsamen, stillen Landstraße nach einem freundlichen Dörfchen, welches sich rund um eine alte, graue Kirche lagerte — und das war La Chapelle. Der Abend neigte sich, als der Wagen in den Hof eines Wirthshauses einfuhr, und sie ausstiegen.

„Ich athme schon die Seeluft," sagte Antoinette mit strahlenden Augen. „Johannes, kann ich das Meer gleich sehen?"

„Gewiß," erwiderte er voll Freude, daß sie jetzt schon viel besser aussehe.

Mrs. Dorrien hingegen war müde und verdrießlich. Sie hatte Antoinette wohl ganz gern, aber Johannes war doch weit aufmerksamer gegen die junge Dame gewesen, als sie erwartet hatte. Sie wünschte zwar, daß er Mr. Dorriens Enkelin heirathen möge — natürlich war dies ihr Wunsch; aber war das ein Grund, daß er jetzt schon so ganz in ihr aufging? Kurz, jene Eifersucht, die nun einmal zu der Mutterliebe zu gehören scheint, erwachte in dem Herzen der Mrs. Dorrien und richtete hier einige Verheerung an.

„Stütze Dich auf meinen Arm, Mütterchen," sagte Johannes, und der gute, liebevolle Ton, die freundlichen grauen Augen trösteten die gute Frau sofort; aber als sie ihre Verstimmung überwunden hatte, kam wieder Trauer über sie.

„Ach, ich wollte, wir hätten die gute Mrs. Reginald hier!" sagte sie seufzend. „Ich weiß, ich werde mich ohne sie sehr langweilen. Die liebe Mrs. Reginald! Ich glaube, ihres Gleichen giebt's gar nicht wieder."

Sie gingen eben einen steilen Pfad hinauf mit stattlichen Bäumen zu beiden Seiten, einen schattigen Pfad, wo hier und da eine Hagedornhecke oder ein Brombeerbusch, wo hohe Farrenkräuter und eine Fülle von wilden Frühlingsblumen das Auge ergötzte, — einen Pfad, der am schönsten ist, wenn die Sonne hoch steht und Stückchen des blauen Himmels durch die grünen Zweige leuchten, aber herrlich auch, geheimnißvoll und kühl in dem grauen Dämmerlichte des

schwindenden Tages. Antoinette, die eben eine ganze Fülle von Primeln entdeckt hatte, stieß einen Freudenschrei aus.

„O Mrs. Johannes," sagte sie, „sehen Sie nur! Bei uns wachsen sie nur in den Bergen, und nun sehen Sie hier!"

„Ich denke und spreche von Mrs. Reginald und nicht von Primeln," entgegnete die Mutter gereizt, setzte aber, da Antoinette so reuig und betrübt aussah, sogleich weicher hinzu:

„Kümmern Sie sich nicht um mich, meine Liebe, aber Niemand hat wohl je eine solche Freundin gehabt wie ich, und es kommt mir so grausam vor, daß sie allein hat zu Hause bleiben müssen."

„Glaubst Du, daß sie gern mitgekommen wäre, Mütterchen?" frug Johannes.

Die Mutter antwortete darauf mit einer gewissen Schärfe, daß es Mrs. Reginald gar nichts genützt haben würde, wenn sie auch gern mitgekommen wäre, da man sie gar nicht dazu aufgefordert habe, und daß es die größte Grausamkeit von der Welt sei, daß man der treuen Verwalterin des Hauses nicht ein einziges Mal ein Ausruhen gestatte.

„Das ist das Haus," sagte der junge Mann.

Antoinette betrachtete neugierig ihre neue Wohnung. Sie erblickte ein langes, niedriges Haus, von einem blühenden Obstgarten umgeben. Hohe Buchen beschatteten es, und nur ein hölzernes Pfahlwerk trennte

es von dem Wege. Als Johannes auf die Klinke des niedrigen Thores drückte, öffnete sich eine Thüre und eine hübsche junge Frau kam heraus, um die Ankömmlinge zu begrüßen.

„Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind," sagte sie geschwätzig. „Ich träumte vorige Nacht, daß Nikolas den Wagen in die See gefahren hätte, und das hat mich den ganzen Tag über unglücklich gemacht."

„Glaubten Sie denn, daß er uns in das Meer gefahren hätte?" frug Johannes ernst.

Die junge Frau starrte ihn verwundert bei der Frage an, die ihr so thöricht vorkam. War doch Nikolas der beste Kutscher weit und breit, wie sie sagte, und wenn er in's Meer hätte fahren wollen, hätte er doch erst in das Dorf kommen müssen.

„Nun, was hatte denn dann Ihr Traum für eine Bedeutung?" frug Johannes, als er seine Mutter in das Haus geleitete.

„Nun natürlich, gar keine," erwiderte die junge Frau ungeduldig. „Aber Träume sind Träume, wenn auch die Pariser darüber lachen."

Bei diesen Worten waren sie in ein nettes Speisezimmer getreten, in dem schon der Tisch gedeckt stand und Alles von Behagen und Willkommen sprach. Mrs. Dorriens Gesicht klärte sich auf.

„Allerliebst!" murmelte sie seufzend.

Nicht weniger angenehm fand sie ihr Schlafzimmer, und Antoinette war geradezu entzückt von dem ihrigen.

„Denken Sie nur, Johannes," sagte sie, als sie sich wieder Alle bei Tische trafen, „ich kann mit den Fingern nach den Blüten an einem der wundervollen Bäume greifen, wenn ich mein Fenster öffne."

Das Mahl war einfach und bald vorüber. Gleich darauf sagte die Mutter mit einem Seufzer:

„Ich werde lieber gleich zu Bette gehen, Johannes. Du kannst ja mit Deiner Cousine an das Meer gehen. Ich meine, Ihr braucht Euch nicht darum zu kümmern, daß Ihr mich allein laßt," fügte sie resignirt hinzu.

„Ach, Johannes, wollen Sie das wirklich?" rief Antoinette, indem sie rasch aufsprang.

„Gewiß will ich das, und zwar sofort," war seine bereitwillige Antwort; „aber machen Sie sich ordentlich warm, denn wir sind hier nicht am Mittelländischen Meere, Miß Dorrien."

Sie lief in fröhlicher Hast auf ihr Zimmer und kam aufgeregt und erhitzt sofort wieder heraus. Denn ach, daß sie nur nicht etwa zu spät kämen — daß sie bis morgen warten müßten, ehe sie das Meer erblickten!

„Das wäre freilich ein entsetzliches Unglück," sagte Johannes lachend, „aber getrost, es bleibt uns, Antoinette. Hier geht der Weg," sagte er, als sie durch das Thor schritten, und schlug sogleich den Weg an einem Kornfelde entlang ein.

Die Luft war frisch, aber rein. Kein Wölkchen trübte den Abendhimmel, nur ein sanfter, grauer Nebel

senkte sich schon über die Landschaft. Wie schön, wie frisch, wie kühl und grün erschien dies nordische Land den Augen der Südländerin! Und wie sie nun so zusammen durch die schweigenden Felder dahin schritten, und hier und da eine Lehmhütte erblickten, aus der Licht schimmerte und Rauchwölkchen langsam emporstiegen in die stille Luft, denn es war die Zeit des Abendessens, da brach Antoinette in helles Entzücken aus, an dem sich Johannes recht von Herzen erfreute. Aber das Meer? Wo war denn das Meer? frug sie immer und immer wieder. Er ermahnte sie zur Geduld und führte sie einen steilen, unebenen, dunklen Pfad hinab, und auf einmal traten sie hinaus auf die Rückseite des Dorfes, und der einsame Strand und das große stille Meer lag vor ihnen.

In Frankreich geht Niemand im Frühjahr an die See, und so war auch La Chapelle völlig leer von Fremden. Die Einheimischen machen sich nichts aus dem Meere, dessen Anblick ihnen altgewohnt ist, und nur ein paar Knaben spielten auf der Düne. Das Kurhaus, ein viereckiges Steingebäude, war noch verschlossen, die Badekarren noch nicht aufgestellt. Nur ein alter Küstenwächter wandelte gelangweilt auf und ab.

„Das also ist der Ocean?“ rief Antoinette.

„Der Ocean? Nein, nur der Kanal; aber ich sehe, er hat Ihnen noch keinen besonderen Eindruck gemacht. Kommen Sie hier herunter!“

Einige Breter, die über den Sand gelegt waren, erleichterten das Hinabsteigen zum Strande. Die Fluth war vorüber, hatte jedoch manchen Teich zurückgelassen, und nackte, weiße Felsblöcke, Riesenknochen ähnlich, und braunes, ganz mit Seegras und Algen bedecktes Gestein erstreckten sich in die endlose Fläche hinaus. Die Sonne war untergegangen, und nur ein glühender Streifen deutete an, wo ihr feuriges Gespann niedergefahren war. Darüber spannte sich der tiefblaue Himmelsbogen, der sich in bleiche Fernen verlor, aus welchen schon hie und da ein matter Stern hervorschimmerte. Die grauen Klippen stiegen zu beiden Seiten auf und sahen gar geisterhaft in dem Nebel aus, der vom Meere her auf sie zuwallte. Dieses selbst lag so still und unbeweglich in seinem Riesenbette, als ob es in der ebbe- und fluthlosen Wiege des Mittelmeeres ruhte, und seine Wellen Tag für Tag gleichförmig an eine unveränderte Küste schlügen.

Die wundervolle Färbung, die reizende Landschaft, die bewaldeten Berge, die ihre grünen Häupter der See zuneigten, die duftigen Myrthen- und Orangenhaine, die schlanken Palmen aus Antoinettens alter Heimath fehlten freilich, und doch empfand sie den wundersamen Reiz dieser wilden nordischen Meereseinsamkeit im tiefsten Herzen.

„O Johannes, wie wild und wie großartig ist es hier!“ rief sie. „Können wir uns hierher setzen?“

Sie ruhten am Strande, und der frische, salzige Hauch der See wehte zu ihnen herüber in langsamer, aber stetiger Zunahme, da die rückkehrende Fluth sich näherte. Antoinette beobachtete das langsame, aber sichere Wachsen derselben mit fast athemlosem Interesse, und nicht eher ließ sie sich zum Aufstehen und Fortgehen bewegen, als bis die Schaumperlen fast ihre Füße benetzten. Sie war auf dem Heimwege sehr schweigsam, und erst als sie beim Hause angelangt waren, hielt sie auf der Schwelle inne und fragte:

„Wie lange werden wir hier bleiben, Johannes?“

„Vierzehn Tage — drei Wochen — einen Monat, wenn Sie es wünschen. Das heißt Sie und meine Mutter — denn ich werde natürlich, wie verabredet, übermorgen wieder nach Hause reisen.“

„Vierzehn Tage — einundzwanzig — vielleicht sogar dreißig,“ dachte Antoinette. „O, ich bin zu glücklich! — zu glücklich! Es kann nicht Wahrheit sein!“

Dreizehntes Kapitel.

Eine Drossel sang gar lieblich vor Antoinettens Fenster, als sie am nächsten Morgen erwachte. Sie hatte ihre Läden nicht geschlossen, und ein mit Blüten bedeckter Apfelbaum wehte und winkte gegen ihr Fenster, wie um ihr den Morgengruß zu bieten. Sie öffnete es rasch, ohne die kühle Seeluft zu scheuen, und blickte voll Entzücken in den blühenden Obstgarten hinab. Er lag vor ihr in aller Frische, im Thau gebadet und vom Sonnenlicht beglänzt, ein so reizendschönes Bild, daß ihr der Athem fast stockte vor Bewunderung. Dann zog sie sich so schnell als möglich an und schlich sich ganz leise — denn es war noch sehr früh — aus dem schweigenden Hause. Als sie durch das hohe Gras schritt, welches wie Wellen hinter ihr wogte, fuhr ein erschrockenes Kaninchen, dessen Frühstück sie wahrscheinlich gestört hatte, in großer Hast auf und war im Nu verschwunden. Eine Fülle von Gänseblümchen, Butterblumen und Orchideen lag ihr zu Füßen; die zarten

Zweige der blühenden Bäume berührten ihren Kopf, und hier und dort drangen die Strahlen der Morgensonne hindurch und vergoldeten die grüne Erde. So früh am Tage es auch noch war, die Bienen waren doch schon an ihrer Arbeit. Ihr leises Summen leitete Antoinetten nach einem verborgenen Winkel, wo sie den gelben Bienenstock fand; hier blieb sie stehen und sah aus der Ferne dem emsigen Treiben zu.

„Ich möchte wohl wissen, um welche Zeit die aufstehen," sagte Johannes' Stimme hinter ihr.

„Früher als Sie gewiß, mein Herr," entgegnete sie neckisch und wandte ihm ihr lachendes Gesicht zu.

Sie sah so wohl oder beinahe so wohl aus wie früher. Es schien, als habe schon das bloße Verlassen von Paris und die Gewißheit, Oliver Black hier nicht zu begegnen, ihr Gesundheit und Heiterkeit zurückgegeben. Mit der wunderbaren Elasticität der Jugend hatte sie in wenigen Stunden ihre blühende Farbe und ihre fröhliche Stimmung wieder bekommen. Die Veränderung war so groß, daß sie Johannes auffallen mußte; aber eben weil sie so auffallend war, sagte er Nichts darüber.

„Ja, die Bienen sind früh munter," entgegnete er lächelnd, „und tüchtige Arbeiter noch dazu; aber wir sind zur Erholung hier, und da wir nichts mit der Bereitung unseres Frühstücks zu thun haben, so wollen wir uns noch ein wenig umschauen, ehe wir es ein-

nehmen. Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen Etwas zeigen, was Sie nicht wieder vergessen werden."

Er führte sie an das andere Ende des Gartens. Eine ländliche Bank stand dort im Schatten. Es war eine weite Oeffnung zwischen den Bäumen, die den Platz umschlossen, und durch diese Oeffnung sah man das unten liegende Thal. Sie setzten sich auf die Bank und betrachteten das Gemälde, das von dunklem Grün umrahmt war; ein liebliches ländliches Gemälde, ohne besondere Effekte, nur wirksam durch Kühle, Schatten und Anmuth. Kleine braune Lehmhütten, von denen manche wie Vogelnester halb in Bäumen und Büschen versteckt waren, lagen hier und dort verstreut. Ein zierlich abgeputztes Häuschen, welches in der Sonne blitzte, stand dicht am Rande eines schmalen Baches, der das Thal entlang floß, und wurde halb von hohen Bäumen verdeckt. Die Morgennebel wälzten sich schon von den niedrigen Bergen fort, die Wölkchen schmolzen am Himmel, in den Höfen krähten die Hähne, und gackerten die Hennen, und die fröhlichen Stimmen und das heitere Lachen von Kindern bekundeten das neuerwachte Leben.

„Wie reizend!" rief Antoinette. „O, wenn man nur gleich einen Maler hier hätte!"

„Als ich vor einigen Jahren hier war," bemerkte Johannes ruhig, „da malte ein Maler gerade diese Aussicht hier."

„Sie sind also schon früher hier gewesen, Johannes?“ sagte Antoinette überrascht.

„O ja,“ entgegnete er — „sehr oft.“

Er sagte nichts weiter. Er berührte ihr gegenüber niemals freiwillig diesen Abschnitt seines Lebens, in welchem ein Oliver Blackmore eine Rolle gespielt hatte. Und so blieb auch Monsieur Latour und sein wohl beabsichtigtes, aber nie begonnenes Gemälde, die Kalypso am Meeresstrande darstellend, und jener Tag, dessen Johannes gedenken mußte, als er jetzt neben Antoinette saß, in der Vergangenheit begraben — in jener schweigenden Vergangenheit, welche wir Alle mit uns herumtragen und die wir nur dem Ohre Gottes anvertrauen. Antoinette ahnte nicht, daß Alles, was sie jetzt bewunderte, durch den Schatten verdunkelt wurde, dem entgangen zu sein, ihr eine so große Beruhigung gewährte. Oliver hatte ihr sehr wenig von sich selbst erzählt und hatte nie gern bei seinen früheren freundschaftlichen Beziehungen zu Johannes verweilt. So fiel es ihr auch nicht ein, seine Person mit diesem Platze in Verbindung zu bringen. Sie erfreute sich an der Schönheit dieser Morgenstunde, plauderte und lachte lustig mit ihrem Vetter, lief mit ihm hinaus auf die Felder vor dem Hause, um einen Blick auf den weiten Horizont zu werfen, und ging endlich wieder ins Haus, um Mrs. Dorrien beim Frühstück zu treffen und ihr einen athemlosen, enthusiastischen Bericht über das, was sie gesehen, abzustatten. Wie war doch Alles

so herrlich — o so herrlich! Nur ein Schatten war dabei — Johannes mußte ja schon morgen abreisen.

„Ja," seufzte die Mutter, „das ist recht Schade. Der arme Johannes war stets ein Opfer seiner Thätigkeit."

Aber der arme Johannes lachte nur und wollte gar nicht bemitleidet werden und frug, was er denn thun solle, wenn er keine Thätigkeit hätte, die ihn in Anspruch nähme.

„Ach, das ist alles recht schön," seufzte die alte Dame wieder, „aber ich habe es doch nicht vergessen, daß Du zuerst in St. Ives warst und daß Du hier Alles erreicht haben würdest, wonach Dein Geist verlangte, und jetzt darfst Du weiter nichts im Kopfe haben als Briefpapier und Couverte und Geld."

„Bisweilen muß doch die Reue über Sie kommen," rief Antoinette, indem sie zu ihm aufblickte.

„Ich blicke nie zurück," sagte Johannes. „Ich halte das für die größte Thorheit, deren ein Mann sich schuldig machen kann."

Er sprach heiter und aus vollster Ueberzeugung, und dieser edle Muth that Antoinetten wohl.

„Weshalb sollte ich zurückblicken?" frug sie sich selbst, „weshalb nicht auch lieber vorwärtsschauen und mein Möglichstes thun, die Vergangenheit wieder gut zu machen?"

Aber sie frug sich nicht, wie jene traurige Ver-

gangenheit wieder gut=gemacht werden könnte, noch worin denn dieses Vorwärtsschauen bestehen sollte.

Mit der glücklichen Kurzsichtigkeit und Vertrauensseligkeit der Jugend war sie überzeugt, daß Alles wieder gut werden würde, und konnte sie die Wolken nicht sehen, die über ihrem Haupte schwebten.

Johannes hatte einige Briefe zu schreiben, aber als dies geschehen war, blieb ihm völlige Freiheit, um mit Antoinetten auszugehen. Sie wanderten zusammen in der hübschen Gegend umher, durch Felder und Wälder; und als sie sich auf den Heimweg machten, führte sie der Weg, den sie einschlugen, gerade auf das Schloß zu, welches einst Mr. Blackmore gehört hatte. Johannes wollte weiter gehen, aber das Mädchen hielt ihn zurück. „Ach, lassen Sie uns das ansehen," sagte sie.

Das alte, rothe Gebäude erhob sich vor ihnen im warmen Sonnenlichte; die hohen Bäume hinter ihm neigten ihre schlanken Wipfel vor dem Westwinde, und Haus, Bäume und die grüne Landschaft ringsum wurden von dem bleichen Himmel der Normandie bestrahlt.

„Was ist das für ein altmodisches Haus!" sagte Antoinette, indem sie es neugierig betrachtete. „Wer wohnt denn hier, Johannes?"

„Der Tod," dachte er, aber er antwortete: „Niemand, soviel ich weiß — es steht zum Verkauf." Und dabei zeigte er auf einen gelben Zettel, der am Thore befestigt war.

„A vendre à l'amiable." las Antoinette. „Mir ge=

fällt es eigentlich, Johannes, und ich habe große Lust es zu kaufen," fügte sie mit wichtiger Miene hinzu.

Er lachte und wollte weitergehen, aber Antoinette, die durch das Gitter blickte, hielt ihn zurück.

„Ich möchte doch das Haus nicht kaufen, ohne es mir vorher angesehen zu haben," sagte sie. „Darf ich wohl eintreten, Johannes? Das Thor ist nicht verschlossen."

„Wenn Sie es wünschen, wollen wir hineingehen," entgegnete er, immer bereit, ihr einen Gefallen zu thun.

Er stieß das Thor auf und sie traten hinein. Der grasbewachsene Fahrweg führte sie bis an das Haus, dessen Thüre offen stand.

„Darf ich auch einmal hineingucken?" frug Antoinette, sich zu ihm wendend.

Er lächelte und nickte. Sie stieß auch diese Thür auf und blieb einen Augenblick im Vorhause stehen.

„Ich glaube, hinaufgehen darf ich nicht," flüsterte sie lachend, „aber dies Zimmer hier kann ich mir doch einmal ansehen, nicht wahr, Johannes?"

Es war das Speisezimmer — ein niedriges, weites Gemach; der kühle grüne Schein, der von den Bäumen draußen hereindrang, spielte auf den Wänden, und hie und da glänzte ein Gemälde in goldenem Rahmen. Das Zimmer war seit Mr. Blackmore's Tode durchaus unverändert geblieben; selbst der Stuhl, in welchem der alte Mann zuletzt gesessen, stand noch

an seinem gewohnten Platze, als ob er noch seines Herrn harre. Antoinette, die keine Ahnung hatte, daß sie das betrachtete, was so lange Zeit Oliver Black's Heimath gewesen war, schaute sich mit der sorglosen Neugier einer Fremden überall um. Bei der Erzählung von seinen Leiden hatte Oliver nie erwähnt, wo die Heimath gelegen sei, aus der er vertrieben worden war. Solche Einzelnheiten waren ja unnütz und konnten zu Verlegenheiten führen. Miß Dorrien hatte sich von Johannes entfernt und betrachtete eben eine dunkle Bronzeuhr auf dem Kaminsims, als sie plötzlich erschrocken zusammenfuhr und sich ängstlich nach ihrem Vetter umwandte. Es kamen Schritte die Treppe herunter, und eine Männerstimme sagte auf Französisch:

„Ich versichere Sie, mein Herr, daß Ihre Gegenwart, weit entfernt, uns im Geringsten zu stören, mir und meiner Frau zu einem wahren Vergnügen gereichen wird; und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß zu dieser Jahreszeit ein Aufenthalt im Hôtel de Paris geradezu unmöglich ist."

„Sie sind zu gütig," erwiderte eine matte Stimme, die Johannes und Antoinette sehr wohl kannten, „und ich erlaube mir, Ihre gastfreundliche Einladung anzunehmen. Ich kann auf diese Art das Gebäude auch noch besser kennen lernen und zusehen, in wie weit es meinen Zwecken entspricht. Ich wünschte auch —"

Bei diesen Worten öffnete der Sprecher die Thüre des Speisesaales, und Mr. Dorrien stand vor dem

Paare. Obgleich er nun wußte, daß sie sich in La Chapelle befanden, sah er doch eben so erstaunt aus als sie, und in diese Ueberraschung schien sich ein gewisses Mißbehagen zu mischen, denn sein bleiches Gesicht röthete sich, was bei ihm ein ungewöhnliches Zeichen innerer Erregung war, und seine blauen Augen flammten. Auch Johannes war roth geworden, aber er faßte sich zuerst wieder, obgleich er nicht sprach. Eine Minute lang stand er Mr. Dorrien gegenüber und mit dem wunderbaren Scharfblick der Wahrheit, der eine seiner besonderen Gaben war, errieth er sofort, warum und wie sein Vetter hierhergekommen war. Es handelte sich nicht blos darum, daß er dies Haus kaufen wollte — nein, dieser Kauf bedeutete das vollständige Fallenlassen jenes Planes, an dem Johannes' ganzes Herz hing; vor allem aber, dieser Kauf konnte nur von einem einzigen Menschen angerathen worden sein und zwar nur mit einer einzigen Absicht. Wenn Oliver Black seine verlorene Heimath in den Händen Mr. Dorriens zu sehen wünschte, so geschah dies nur in der an Gewißheit gränzenden Hoffnung, daß sie am Ende in seine eigenen übergehen würde.

Mr. Dorrien war nicht der Mann dazu, vor einer Entdeckung zurückzubeben, die sich wohl hätte verzögern lassen, aber doch früher oder später einmal kommen mußte. Mit einem ruhigen, wenn auch ironischen Lächeln wandte er sich an seinen Vetter und sagte in seiner leisen, sorglosen Weise:

„Ach, Johannes, sind Sie auch ein Kenner von solchen Dingen? Wollen Sie gegen mich bieten?“

„Ich glaube, ich brauche diese Frage nicht erst zu beantworten,“ erwiderte Johannes, indem er den Sprecher ernst anblickte. „Sind Sie wieder wohler, Mr. Dorrien, als da wir Paris verließen?“

„Kaum,“ erwiderte der Andere, indem er sich in Mr. Blackmore's Stuhl warf und eine entschuldigende Verbeugung gegen den Agenten machte, der dem Allen zusah und zuhörte, ohne jedoch ein Wort zu verstehen. „Liebes Kind, ich bitte um Verzeihung,“ sagte Mr. Dorrien wieder, indem er sich an seine Enkelin wendete; „aber Du siehst ja schon viel wohler aus — wirklich merklich wohler. Ja, ich fühle mich noch recht elend und matt,“ fuhr er fort, indem er Johannes ins Gesicht blickte. „Es geht nicht anders, ich muß Luftveränderung haben — eine gänzliche Veränderung meiner Lebensweise überhaupt — und denke die hier finden zu können.“

„Sie wollen dies Haus kaufen?“ sagte Johannes.

„Ja,“ war die kurze Antwort. „Ich habe es eigentlich schon gekauft,“ fügte Mr. Dorrien mit einem gewissen Trotz hinzu.

„Ich bin überzeugt, daß es Ihnen hier behagen wird,“ entgegnete Johannes ernst. „Werden Sie vielleicht heut' Abend bei uns speisen? Meine Mutter wird sich freuen, Sie zu sehen.“

„Ich danke,“ lautete die trockene, ungnädige Ant-

wort, „ich bin müde — ich werde die Nacht hier zubringen. Empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Ich werde mir die Ehre geben, ihr morgen Vormittag einen Besuch zu machen," fügte er mit seinem gewohnten Tone kühler Artigkeit hinzu.

„So wollen wir Sie allein lassen," sagte Johannes mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte. „Ich reise morgen nach Paris zurück. Kann ich irgend etwas für Sie besorgen?"

Durchaus nicht. Mr. Dorrien hatte keine Veranlassung, seinen Vetter mit irgend etwas zu belästigen. Er hatte seine genauen Instructionen zurückgelassen, war jedoch Johannes trotz alledem sehr verbunden. Und damit lehnte er sich in dem alten Lehnstuhle zurück mit einem Ausdrucke der Langeweile auf dem Gesichte, als wollte er sagen: „Großer Gott, ist das unausstehlich!" so daß Antoinette sich instinctiv näher an Johannes herandrängte und ihren Arm in den seinen steckte. Es half nichts. Sie mußten Mr. Dorrien Adieu sagen und ihn verlassen, während der Agent dabei stand und ganz verblüfft die drei Fremden anstarrte. Schweigend gingen die jungen Leute die Stufen hinab, und ohne ein Wort zu sprechen, schritten sie durch das Thor und wandten dem Schlosse den Rücken und ließen es weit, weit hinter sich zurück — so weit, daß weder seine gewaltigen Schornsteine noch die alten Bäume im Hintergrunde mehr sichtbar blieben und noch wurde das bedeutungsvolle Schweigen

von keiner Seite gebrochen. Endlich stand Johannes still und blickte das junge Mädchen an, und ihr Herz pochte, und wenn sie auch nicht wußte, warum, so fühlte sie doch: die Entscheidung über ihr Schicksal war da. Sie blickte sich um, in der eitlen Hoffnung, ein Vorübergehender könne die schwere Stunde noch verzögern; aber es kam Niemand — kein Schritt war hörbar — selbst kein Vögelchen zwitscherte in den Zweigen des Baumes, in dessen Nähe sie standen und dessen weitverzweigte Aeste den schmalen Weg überschatteten.

„O, habe Mitleid mit mir!“ fühlte sie sich versucht zu rufen — „habe Erbarmen, Johannes!“

Aber die Worte blieben unausgesprochen, und sie blickte starr und ergeben auf ein Fleckchen blauen Himmel und sagte zu sich: „ich muß es ertragen.“

„Antoinette,“ sagte Johannes nach einer langen Pause, „ich habe Ihnen etwas zu sagen — oder richtiger, Sie nach etwas zu fragen. Sie erinnern sich noch jener Nacht, als Sie draußen im Garten standen und so naß wurden und dann in das Bibliothekzimmer kamen? — Ich wollte Ihnen Wein holen. — Da traf ich auf Mr. Dorrien, der mit mir zurück in das Zimmer kam; Sie hatten offenbar seine Stimme gehört, denn Sie waren verschwunden. Ich überzeugte mich, als ich wieder allein war, daß Sie Ihre Flucht durch das nächste Zimmer bewerkstelligt hatten; aber ehe Sie dasselbe verließen, Antoinette, haben Sie gehört, was zwischen mir und Mr. Dorrien besprochen wurde?“

Antoinette wurde bleich wie der Tod. Der Traum glücklicher Ruhe, in dem sie sich hoffend gewiegt, flog bei diesen Worten auf raschen Flügeln davon, und alle Schande, aller Kummer ihres früheren Lebens wurde mit der Erinnerung an jene Nacht wieder in ihr lebendig.

„Ja," sagte sie nach einer Weile, „ich hörte einen Theil Ihres Gespräches; aber ich ging eher fort als Mr. Dorrien und hörte deshalb nicht Alles."

„Haben Sie das Gehörte irgend Jemand wieder erzählt? Vielleicht Mademoiselle Melanie — oder irgend Jemand?" frug er zögernd.

Antoinette sah ihn tieftraurig an.

„O, Johannes," sagte sie, „das kann ich nicht ertragen! Ich weiß, was Sie meinen. Es hat ein Verrath stattgefunden, und Sie haben mich deswegen im Verdacht."

„Nein, nein," unterbrach er sie rasch; „Sie mögen unwissentlich dazu beigetragen haben; von einer Absicht spreche ich Sie vollkommen frei, Antoinette."

„Sprechen Sie mich von nichts frei," entgegnete sie mit gesenktem Haupte, während ihr die Thränen über die Wangen strömten. „Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie getäuscht habe —"

„Ich weiß Alles," sagte er, ohne sie anzusehen. „Ich habe es fast vom ersten Tage an gewußt. Es war nicht leicht zu ertragen, denn er war mein Freund

und ich hatte Vertrauen zu ihm; aber ich habe es doch getragen, wie Sie sehen. Ihren Antheil an dieser Täuschung vergebe ich Ihnen willig, Antoinette. Vergessen Sie es nun auch, vergessen Sie es!“

„Vergessen soll ich die Demüthigung, die Schande?“ rief sie leidenschaftlich. — „Nie — nie!“

„Vergessen Sie es dennoch,“ sagte er wieder. „Es war der Irrthum der Jugend und Unerfahrenheit.“

„Nein, nein, es war etwas Schlimmeres — o, es war etwas zehnmal Schlimmeres,“ rief sie heftig. „Johannes, ich will Ihnen sagen, was es war. Ich stand sicher am Ufer, aber ich mochte nicht dort stehen bleiben. Ich vertraute mich lieber dem elendesten Fahrzeuge an, das je eine menschliche Last getragen hat, und nun schiffe ich trostlos auf dem Ocean der Sorgen und des Kummers und kann es doch nicht ändern, und Niemand kann mir helfen. Wohl mag ich das Land wieder erreichen und am sichern Ufer stehen, aber wenn das der Fall sein sollte“ — sie hielt inne und blickte ihrem Vetter in das Gesicht — „so geschieht es erst, nachdem ich mit Allem gescheitert bin, was das Leben schön und wünschenswerth macht — es wird fortan ein elendes Dasein sein und bleiben — denn, Johannes, ich habe Sie unglücklich gemacht.“

Sie schwieg, dann fuhr sie mit leiser, trauriger Stimme fort:

„Ich habe schwer gefehlt — und dennoch — und

dennoch, hätte ich einen Bruder wie Sie gehabt, Johannes, es würde nie geschehen sein — Jemanden, der mir den rechten Weg gezeigt, mich vor dem Bösen gewarnt hätte. Ach, dann hätte es nie geschehen können!"

Sie blickte zu ihm auf; in ihren dunklen Augen leuchtete ein Strahl jener gefährlichen Anbetung, wie sie ein junges, heißes Mädchenherz empfindet. Die arme Antoinette! Sie hatte nicht viel von der scheuen Zurückhaltung ihres Geschlechtes in sich; sie war warmherzig, sie war leidenschaftlich und glühend, und wenn sie auch schuldig werden konnte, war sie doch nie im Stande schlecht oder berechnend zu sein.

„Aber Sie vergeben mir?" frug sie nach einer Pause.

„Vollständig," sagte er ernst; „aber erlauben Sie mir noch eine Frage. Mr. Dorrien verhandelte mit mir eine Geschäftsangelegenheit, die damals wie jetzt noch ein Geheimniß war. Hörten Sie davon?"

Sie schwieg einen Augenblick.

„Ich glaube, ich hörte davon," entgegnete sie dann, „aber ich bin nicht ganz sicher — ich weiß es nicht. Nur soviel ist sicher, daß ich kein Wort von dem Gehörten wiedergesagt habe und das, Johannes, müssen Sie mir glauben!"

Die beschwörende Innigkeit in ihrem Blick und ihrer Stimme ergriff ihn im innersten Herzen.

„Wundern Sie sich nicht, Antoinette, daß ich Sie

so ausfrage," sagte er trübe, „aber ich stehe an einem Abgrunde, und obgleich ich die Hand zu kennen glaube, die mich zu ihm hingeführt hat, so mag ich doch selbst diese verrätherische Hand nicht schädigen durch einen ungerechten Zweifel."

Sie waren unterdessen weiter gegangen. Antoinette stand still und warf ihm einen angstvollen Blick zu.

„Gewiß, Johannes, es kann nicht so schlimm um Sie stehen!"

„Und doch, meine kleine Freundin," erwiderte er in halb ernstem, halb scherzendem Tone. „Sie sehen selbst, wie die Sachen zwischen mir und Mr. Dorrien stehen."

„O Johannes, Johannes, brechen Sie mir nicht das Herz!" rief sie mit einem rührenden Ausbruch des Jammers. „Lassen Sie mich nicht glauben, daß ich Sie in's Unglück gestürzt habe!"

Er schwieg. Er konnte nicht sagen, daß sie ohne Schuld dabei sei. Er hatte ihr verziehen, aber er mußte der Wahrheit die Ehre geben und konnte es nicht läugnen.

„Ach, Johannes, halten Sie mich nicht für schlechter als ich bin! Lassen Sie mich Ihnen Alles erzählen!" bat sie.

„Jetzt nicht," sagte er seufzend. „Was Sie mir auch zu sagen haben, Antoinette, sagen Sie mir es nicht in einer augenblicklichen Aufwallung, die Sie schon im nächsten Augenblicke bereuen würden. Auch

glauben Sie mir, daß Nichts von dem, was Sie mir zu sagen haben, mich jetzt noch retten kann; es ist zu spät.“

Sie schwieg.

„Und doch,“ dachte sie, als sie weiter gingen, „doch muß ich es ihm sagen; nicht jetzt, aber heute Abend an der See. Ich werde Oliver nicht verrathen, aber Etwas muß ich ihm sagen; ich bin schlecht gewesen, aber er darf mich nicht für eine Verrätherin halten.“

Vierzehntes Kapitel.

Mrs. Dorrien hatte ihren Sohn und Antoinette mit frohen Ahnungen weggehen sehen. Sie sahen Beide so glücklich und heiter aus, und ein Spaziergang im Freien war so recht dazu geeignet, die Sache endlich zu einer Entscheidung zu bringen. Antoinettens Gesicht, als sie sich noch einmal nickend nach der Mutter umwendete, sah wirklich reizend unter dem kleinen runden Hute aus, und Johannes' Augen, wie sie mit unwillkürlicher Eifersucht bemerkte, ruhten mit sichtlicher Bewunderung auf ihr. Sicher würde er noch vor seiner Rückreise nach Paris mit seiner Cousine sprechen, und an einem glücklichen Erfolg seiner Werbung zweifelte Mrs. Dorrien ja keinen Augenblick. Sie hatte seit einiger Zeit das Mädchen genau beobachtet und war fest überzeugt, daß sie ihren Sohn liebe. Es war eine gewisse Schüchternheit über sie gekommen, sobald er zugegen war, ein scheues Er=

röthen, wenn er sie anredete, was zwar Mrs. Reginald nicht bemerkt, die Mutter aber sicher beobachtet und auch ganz richtig ausgelegt hatte. Antoinette hatte es sich selbst nicht eingestanden, aber doch war dem so. Unwillkürlich, aber nichts desto weniger sicher war sie dazu gekommen, Johannes den Platz in ihren Gedanken einzuräumen, welchen ein Mädchen nur dem Manne ihrer Neigung giebt. Er war für sie die Krone der Vortrefflichkeit geworden, ihre Richtschnur im Leben, ihr Freund und Beschützer. Sie wandte sich im Geiste stets an ihn und lehnte sich auf ihn — die Anbetung blieb zwar unausgesprochen, aber sie war nichtsdestoweniger doch da; jene Anbetung, die sie einstmals Oliver Black zu widmen sich bemüht, die dieser aber gleich vom Anfang an schon im Keime erstickt hatte. Mrs. Dorrien hatte keine Ahnung, welches traurige Hinderniß Antoinette mit eigner Hand zwischen sich und Johannes aufgerichtet hatte; sie glaubte, ihr Sohn brauche nur zu sprechen, und der Sieg sei sein. Sie war ärgerlich über sein Zögern, besonders weil dadurch auch sein Eintritt in das Geschäft als Theilnehmer hinausgeschoben wurde.

Als nun die jungen Leute bei Tische so ernst, schweigsam und zerstreut waren, gerieth Mrs. Dorrien ganz außer sich. Sie konnte sich diese große und plötzliche Veränderung nur in einer Weise erklären: Johannes hatte gesprochen und, so unglaublich es auch erscheinen mochte, einen Korb bekommen. Aber war

das möglich? Sie beobachtete den Sohn und das junge Mädchen und konnte trotz der Veränderung, die mit beiden vorgegangen war, keine Spur von Unfreundlichkeit entdecken. Im Gegentheil, wenn Antoinettens Augen auf Johannes ruhten, lag eine solche wehmüthige Trauer in ihnen, daß der Gedanke an eine Zurückweisung von ihrer Seite gar nicht Platz greifen konnte. Und dennoch, wenn nicht das, was konnte denn sonst die Ursache sein? Die Mutter zerbrach sich fast den Kopf mit allerhand nutzlosen Vermuthungen, als Johannes bei dem Essen ruhig zu ihr sagte:

„Mr. Dorrien ist hier. Ich wollte ihn veranlassen, mit uns zu essen, aber ich glaube, er fühlte sich zu müde. Er wird Dir morgen seinen Besuch machen, Mütterchen."

Die alte Dame war ganz starr vor Staunen, aber die weiteren Erklärungen Johannes' wurden mit einer solchen Ruhe gegeben, daß sie keinerlei Besorgniß in ihrer Brust weckten. Sie hatte sich stets gewundert, weshalb sich Mr. Dorrien nicht die Behaglichkeit eines eigenen Landsitzes gönnte; daß er jetzt doch daran dachte, war ein Beweis für die Richtigkeit ihres Urtheils und das freute sie.

„Ganz recht", sagte sie beifällig. „La Chapelle ist gewiß ein reizender Ort. Ich freue mich, daß Mr. Dorrien gerade diesen Theil von Frankreich gewählt hat."

Offenbar betrachtete sie schon Mr. Dorriens Landhaus als den künftigen Sommersitz der ganzen Familie und in diesem Sinne gab sie gern ihre Zustimmung. Aber als die Zeit verstrich und weder Johannes noch Antoinette redseliger wurden und immer ernst und traurig blickten, da sank auch der armen Mutter der Muth. Sie grübelte darüber nach, weshalb denn Mr. Dorrien seine Absicht, das Landhaus zu kaufen, wie seine Reise ihrem Sohne verheimlicht hätte, und sie fing an zu fürchten, daß diese Handlungsweise nichts Gutes zu bedeuten habe. Sie wurde endlich so unruhig, daß, als die Tafel aufgehoben worden war und Johannes sich anschickte, sich mit Antoinette an die See hinauszubegeben, sie ihren Sohn plötzlich zurückrief mit der Entschuldigung gegen das junge Mädchen:

„Nur auf einige Minuten, liebes Kind; er holt Sie bald ein.“

Antoinette ging allein. Sie fühlte sich unsäglich traurig und niedergedrückt und ging mit langsamen Schritten und gesenkten Augen dem Strande zu. Der Himmel, der am Morgen so blau gewesen war, hatte sich umzogen, und schwere Wolken thürmten sich auf am Horizonte. O ihr wilden nordischen Meere, wenn der Sturm über euch lagert, wie mächtig sprecht ihr da zu den Herzen der Betrübten und Sorgenvollen!

Antoinette setzte sich nieder an den Strand, um auf Johannes zu warten, und überlegte, was sie ihm

sagen sollte. Die Flut kehrte mit dumpfem Getöse und weißen Schaumkronen wieder zurück.

Sie blickte in die klagenden Wellen und dachte an ihr herbes, herbes Geschick. Der großartige Ernst des einsamen Strandes schien die Hoffnung auf ein milderes Loos nicht aufkommen lassen zu wollen. Die See schlug gegen die Felsen, und diese schauten wieder trotzig dräuend in die Fluten, wilde Seemöven flogen auf leisen Schwingen vorüber, und die Wolken an dem stürmischen Himmel schienen sich tief herab zu neigen zu den sich bäumenden Wogen, und Alles war so wüst, so endlos, so trostlos, daß Antoinette fühlte: „Ich bin verloren, ich mag thun, was ich will. Sage ich ihm etwas von Oliver, so wird er mich um des doppelten Verrathes willen verachten; und wenn ich schweige, wird er mich dann nicht für den Verräther halten?“

Jeder der beiden Gedanken war tief schmerzlich. Sie barg ihr Gesicht in ihre Hände und ließ ihren Thränen freien Lauf, bis das Geräusch von Fußtritten auf dem Sande sie plötzlich wieder zu sich brachte. Sie sprang auf, erröthend und beschämt, so von ihm angetroffen zu werden; aber es war nicht das blasse, ernste Gesicht ihres Vetters, auf welches jetzt das abnehmende Licht dieses trüben Tages fiel. Dieses Licht verrieth ihr vielmehr die wohlbekannten, wenn auch unwillkommenen Züge der Mademoiselle Melanie. Das Mädchen war so erschrocken, daß sie kein Wort heraus=

zubringen vermochte, und ihr durchaus nicht freudiges Erstaunen war so deutlich auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte ausgeprägt, daß die Tante wüthend auf die harten Steine stampfte und ihr ein schrilles „Danke schön!" zurief.

„Tante, vergieb mir, ich konnte nichts dafür", sagte Antoinette demüthig, indem sie schüchtern auf die beleidigte Dame zuging und ihre Hand zu fassen versuchte. „Ich glaubte, es sei Johannes, und mein Erstaunen, Dich statt seiner zu sehen, raubte mir alle Geistesgegenwart."

„Du glaubtest, es sei Johannes?" sagte die Tante, ihr spottend nachäffend, aber doch schon etwas weniger böse. „Also Johannes ist jetzt an der Reihe und nicht mehr Oliver?"

„O Tante", rief Antoinette, indem sie ihr glühendes Gesicht abwendete, „sag' das nie — nie wieder! Es ist nicht Johannes in dem Sinne, wie Du es meinst, und wollte Gott, auch Oliver wäre es nie gewesen! — Ach, hätte ich ihn nie, nie gesehen!" fügte sie unter heißen Thränen hinzu.

Die Tante blickte sie an und sagte kalt:

„Setze Dich und höre mir zu!"

Antoinette zögerte.

„Setze Dich, sage ich!" sprach sie gebieterisch. „Denkst Du denn, ich werde Dich beißen?" fügte sie ärgerlich hinzu.

Es half nichts, das Mädchen mußte gehorchen.

Sie setzte sich wieder, und nachdem Melanie aus dem Shawl, den sie über dem Arm trug, sich ein Kissen zurecht gemacht hatte, pflanzte sie sich neben sie.

„Du hast mich nicht erwartet", hub sie an. „Sehr begreiflich; wußte ich doch selbst bis gestern noch nicht, daß Du hier seiest und ich hierher kommen würde. Und nun sage mir, wirst Du wirklich Johannes heirathen?"

„Ihn heirathen, Tante? Aber er hat ja gar nicht um mich angehalten."

„Albernheit! Wirst Du ihn heirathen?"

„Nein", sagte Antoinette in leisem, traurigem Tone, „Er braucht mich nicht und ich bin zu stolz, um mich aufzudrängen; ich habe mich zu schlecht benommen, Tante."

„Albernheit!" rief die Tante wieder. „Oliver willst Du nicht heirathen, nicht wahr?"

„Nie — nie!" rief das Mädchen, und ihr Gesicht glühte vor Eifer bei diesen Worten. „Eher soll mich die See verschlingen! Nie — niemals!"

Die Tante sah sie an, lächelte und nickte.

„Dann heirathe Johannes", sagte sie, „heirathe Johannes Dorrien!"

„Tante, sprich nicht so. Du thust mir weh, und es kann niemals sein."

„Du bist eine Närrin", sagte die Tante verächtlich. „Hier hast Du noch eine Aussicht. Ergreife sie, sage ich Dir."

„Du bist nicht hergekommen, um mir das zu sagen, Tante", sagte Antoinette, ruhig zu ihr aufblickend. „Du hattest noch eine andere Absicht dabei."

„Ja, Du undankbares Mädchen!" rief Mademoiselle Melanie, die immer heftiger wurde, je ruhiger Antoinette blieb. „Und willst Du wissen, was mich hergeführt hat? Um Dich zu verderben, kam ich her. Ich kann's — gewiß, ich kann's!" fügte sie höhnisch hinzu.

„Nun, Tante, Du brauchst ihnen nur zu erzählen, was für eine Betrügerin ich gewesen bin; und ach", fügte sie das Köpfchen senkend hinzu, „wie werden sie mich verachten!"

„Oliver Black ist ein Feigling", sagte die Tante wieder in einem Tone, der deutlich sagte, daß der abwesende Sünder auch seinerseits ihren Zorn spüren solle, „aber ich habe einen Pfeil in meinem Köcher für ihn. Heirathe Johannes, Du Närrchen, und Du kannst über Oliver triumphiren. Er darf keine Lügen machen, um seiner selbst willen."

Antoinette sah sie an.

„Tante, weshalb bist Du hierher gekommen?" frug sie. „Du hattest eine Absicht. Was für eine?"

„Ich kam, um Dich zu verderben", war die kalte, freche Antwort — „ich kam, um Dich zu Grunde zu richten, weil Du die undankbarste Creatur bist, die je gelebt und geathmet hat — weil Du in dem Augenblicke, wo Du glücklich und reich wurdest, der Frau,

die Dich erzogen hat, den Rücken gewendet hast — deshalb bin ich gekommen."

Antoinette hörte sie gelassen an. Sie kannte ja von früher her die Wuthausbrüche ihrer Tante und war jetzt an Alles gewöhnt — auch an solche häusliche Stürme. Sie wußte auch, daß, so hart und rachsüchtig Melanie auch war, sie doch schon oft ihre Drohungen unerfüllt gelassen hatte, und sie wußte am Besten von Allen, daß zwar Mr. Dorrien sehr viel, Johannes aber sehr wenig durch sie erfahren konnte, und so hatte die Schande, die ihrer harrte, nicht mehr das tief Verletzende für sie, was sie gehabt haben würde, wenn er ohne Ahnung von ihrem großen Irrthume gewesen wäre.

„Deshalb bin ich gekommen", wiederholte die Tante. „Aber warum soll ich es eigentlich thun? Weshalb soll ich dem kleinen Schuft, dem Black, die Leiter hinaufhelfen, damit er, wenn er auf der obersten Sprosse steht, auf mich herunter-lacht? Ich habe ihn in dem Glauben gelassen, daß ich es thun wollte", fügte sie nickend hinzu; „aber es entfuhren ihm ein oder zwei Bemerkungen, die mich bestimmten, einen andern Weg einzuschlagen. Und so liegt nun Dein Geschick in Deinen eigenen Händen, und wenn Du mich nicht dazu zwingst, werde ich nichts sagen."

Ein Ausdruck der Erleichterung zeigte sich fast unwillkürlich auf Antoinettens Gesicht. Es war doch etwas ganz Anderes und leichter zu Ertragendes, selbst

mit Johannes zu sprechen, ihm zu ehrlichem, freiwilligem Geständniß Herz und Seele zu öffnen, als sich anklagen zu lassen und vor ihm zu stehen, ohne es leugnen zu können.

„Tante“, sagte sie, indem sie ihre Hand ergriff und mit beschwörenden Augen zu ihr aufblickte, „o, sage Nichts, sage Nichts! Ich habe Unrecht gethan, aber ich wußte es nicht besser und —“

„Unsinn!“ unterbrach sie die Tante, indem sie ihre Hand unwillig aus der des Mädchens riß — „von was für Albernheiten sprichst Du denn?“

„Wovon sprichst Du denn, Tante?“

„Also Oliver hat Dir Nichts gesagt — natürlich — denn vorher gewarnt ist vorher gewaffnet. Mr. Black war viel zu schlau, um das zu sagen, und ich — ich war ein Thor, es ihm mitzutheilen.“

Eine große unklare Furcht beschlich jetzt Antoinettens Seele. Irgend ein Unheil, dessen Nähe sie empfand, wie wir das Herannahen des Sturmes empfinden, war im Anzuge; aber was für eins es war, davon hatte sie keine Idee, und die Tante schien durchaus keine Eile zu haben, sie darüber aufzuklären.

„Heirathe Du nur den Johannes“, sagte sie wieder — „heirathe ihn, sobald Du kannst, oder Oliver triumphirt über Euch Beide.“

„Ich werde Johannes niemals heirathen“, entgegnete das Mädchen mit tiefbekümmerter Stimme. „Vielleicht hätte er mich lieb gewonnen, vielleicht hätte mir das

Glück gelacht, aber ich ließ es vorübergehen und nun kommt es nie, nie wieder zurück. Johannes wird Fräulein Basnage heirathen oder irgend eine Andere, und weshalb sollte ich mich beklagen? Ich bin so schlecht gewesen, daß ich kaum wagen kann, ihm in das Gesicht zu sehen; und was habe ich denn überhaupt sonst Empfehlendes als das Eine, daß ich die Enkelin des Mr. Dorrien bin?"

Mademoiselle Melanie schlug ein lautes höhnisches Lachen auf, das lange noch zwischen den Felsen und den einsamen Strand entlang widerhallte.

„Und bist Du das wirklich?" frug sie spöttisch. „Nun, Du Närrchen, Du weißt nicht, daß Du das Kind meines Bruders bist und daß ich nur deshalb hierher gekommen bin, um Dir noch eine letzte Ausflucht zu eröffnen. Heirathe Johannes, sage ich, und vergiß nicht wieder, was Du mir schuldig bist, oder Du sollst es bereuen — Du sollst es bereuen!"

Sie sagte das mit vollständiger Ruhe. Und in der That, obgleich ein Sturm widerstreitender Leidenschaften in ihr tobte, war sie doch zu dem klugen Schlusse gekommen, daß sie im Grunde am klügsten handle, wenn sie Antoinette schone und Oliver ebensowohl als ihren Racheplan aufgebe. Welchen Halt würde sie auch an Oliver haben, wenn er sie einmal für seine eigenen Zwecke ausgenutzt hatte? — Und welchen Halt würde sie nicht an Antoinette haben, wenn sie ihr das mittheilte und sie in beständiger Furcht vor ihrer Macht

hielt? Aber so deutlich sie gesprochen hatte, Antoinette schien unfähig zu sein, sie zu verstehen — sie sah der Tante nur in das Gesicht und lächelte.

„Tante", sagte sie mit seltsamer Ruhe, „wie kannst Du nur etwas so Unglaubliches und Unwahrscheinliches sagen?"

„So? Unglaublich, meinst Du?" schrie die Tante wüthend. „Also die wirkliche Antoinette Dorrien ist nicht in Italien gestorben, sie wurde dort nicht unter ihrem wahren Namen begraben, und ich habe nicht die Beweise in den Händen, wie? Ich bin also wahnsinnig und Du bist Mr. Dorriens Enkelin, nicht wahr?"

„Aber weshalb hätte man das gethan?" entgegnete das Mädchen, noch immer ungläubig lächelnd. „Meine Schwester war reich, und ihr Tod war es ja, der uns alle so arm machte."

„War sie reich, wirklich?" spottete Mademoiselle Melanie. „Nun wohl, Du wärest reich geworden, hätte Dein Onkel nicht Alles einem Andern vermacht."

„Aber, Tante, ich weiß ja, daß ein Prozeß geführt wurde, als meine Schwester gestorben war — Du weißt das auch", entgegnete Antoinette aufs Neue.

„Einbildung!"

„Aber sicher — ganz sicher würde doch Mr. Dorrien die Wahrheit erfahren haben!"

„Gewiß, wenn er je danach gefragt hätte."

Antoinette sah sie wieder an, aber bei diesem Blick schwand das Lächeln aus ihrem Gesichte. Konnte dies

Entsetzliche wahr sein? War sie nicht nur eine Verrätherin an Johannes, sondern auch eine armselige Betrügerin, die zwischen ihm und allem stand, was eines Tages sein Eigenthum werden mußte? Sollte also nicht einmal das Band der Blutsverwandtschaft sie mit ihm verbinden, dessen tröstenden Einfluß sie oft bei dem Gedanken empfunden hatte: „Er ist ja doch mein Vetter. Wir sind aus demselben Stamme entsprossen. Wir sind aus dem Geschlechte der alten Dorriens, Johannes und ich.“

Sie rang verzweifelt die Hände; sie warf einen leidenschaftlichen Blick tiefster Trauer um sich, als wollte sie Meer, Erde und Himmel gegen ihr hartes Geschick zu Hülfe rufen, und legte ohne Rücksicht auf das harte Gestein ihr Köpfchen auf den felsigen Grund und schluchzte laut in ihrem Jammer.

„Sei keine Närrin“, sagte Mademoiselle Melanie, die ganz ruhig geblieben war; „das braucht ja Niemand zu erfahren. Merke Dir's, er vermuthet es, hat jedoch nicht den leisesten Beweis in Händen und ist viel zu klug und schlau, um etwas zu behaupten, was er nicht beweisen kann, und das wird er nie können; deshalb heirathe Du den Johannes, solange die Möglichkeit noch da ist, und sei dankbarer gegen mich, als Du es bisher gewesen bist.“

Es entstand eine lange Pause. Antoinette weinte noch, als ob ihr das Herz brechen sollte, aber allmählich erschöpfte sich die Heftigkeit ihres Kummers, und indem

sie ihr Köpfchen wieder aufhob, wandte sie sich zu der Tante und rief flehend:

„Ach, Tante, sage, daß es nicht wahr ist! Weshalb hättest Du es denn gethan?"

„Natürlich um des Geldes willen."

„Aber ich kann es nicht glauben — ich kann nicht", sagte Antoinette. „Ich müßte mich doch daran erinnern — gewiß, ich müßte mich erinnern."

„Und erinnerst Du Dich nicht, daß Du einst ‚Marie' gerufen wurdest? — Weißt Du das nicht mehr?"

„Aber Du sagtest mir ja, daß meine Mutter das aus Vorliebe für meine gestorbene Schwester gethan hätte — ich weiß es bestimmt."

Des Mädchens Augen leuchteten triumphirend bei diesem Beweise, aber die Tante sah sie mit Verachtung an.

„Ich weiß, daß Du immer das größte Schaf warst", sagte sie. „Ich weiß, daß man Dir jede Lüge aufbinden konnte, aber selbst eine sagen — das konntest Du nie. Wer ist denn der lange Mensch, der da herkommt?" fügte sie scharf hinzu. „Ist das Johannes Dorrien?"

Antoinette blickte auf. Ja, das war Johannes — das war der echte Träger des Namens, den sie fälschlich sich angeeignet hatte, der wirkliche Erbe des alten Hauses, und er näherte sich ihnen mit raschen, festen Schritten.

„Ich habe Dir also noch eine letzte Möglichkeit ge-

geben", sagte Mademoiselle Melanie aufstehend. „Wie Du Dich gegen mich benimmst, so soll es Dir von mir geschehen. Nimm Dich in Acht und reize mich nicht, oder ich sage es Denen, die es am meisten berührt — Mr. Dorrien, Johannes Dorrien — verstehst Du mich?"

„Ja, Tante", antwortete das Mädchen mit einem traurigen Blick auf das Meer, „ich verstehe Dich."

Melanie war zwar aufgestanden, war jedoch viel zu frech, um den Platz zu räumen, bis Johannes dicht an sie herangekommen war. Erst nachdem sie ihn angestarrt hatte, entfernte sie sich. Jetzt erhob sich auch Antoinette. Sie trat auf Johannes zu, legte ihre Hände auf seine beiden Arme, sah zu ihm auf und sagte mit dem traurigsten Ton und Accent, während die Thränen ihr über die bleichen Wangen strömten:

„Ach, Johannes, sie sagt mir eben, daß ich nicht Antoinette Dorrien bin! Sie sagt, daß ich in keiner — in gar keiner Beziehung zu Ihnen stehe!"

Hier brach ihr die Stimme vor Thränen, und sie wandte ihren Kopf ab. Vor Staunen blieb Johannes ganz stumm, und Mademoiselle Melanie, die jedes Wort vernommen hatte, kehrte in sprachloser Wuth wieder um.

Das hatte sie doch nicht erwartet, daran hatte sie nicht gedacht, daß die Waffe, die sie gebrauchen wollte, schon durch Antoinettens erste Worte in ihrer Hand zerbrechen würde.

„Ich glaube es nicht!“ rief Johannes, indem er sich faßte, und seine grauen Augen flammten zornig Mademoiselle Melanie entgegen. „Es ist nichts als eine erbärmliche Erfindung, um Sie zu quälen, armes Kind!“

„So, nehmen Sie nur immerhin ihre Partei!“ rief die Wüthende, indem sie sich gegen ihn wendete. „Wissen Sie auch, daß sie auch Ihnen gegenüber eine Verrätherin war — ebenso gut wie gegen mich? Fragen Sie sie und hören Sie nur, ob sie etwa auch das läugnen will!“

Johannes würdigte sie keiner Antwort. Er sah auf Antoinette nieder, und als sich ihre Augen begegneten, sagte sie mit rührender Einfachheit:

„Ja, es ist wahr; Sie waren mein Freund, Johannes Dorrien, und ich bin alle Zeit Ihre Feindin gewesen.“

„Gute Nacht!“ sagte die Tante ironisch, indem sie fortging. „Gute Nacht, Mr. Johannes Dorrien, und gute Nacht, Mademoiselle Marie d'Armaillé!“

Mit einem kurzen, bittern Auflachen, in dem ebenso viel Wuth über ihre eigene getäuschte Erwartung als Hohn über den Kummer der jungen Leute lag, entfernte sie sich. So lange sie noch sichtbar blieb, sprach Johannes kein Wort; dann erst wandte er sich zu dem Mädchen und sagte sehr freundlich:

„Setzen Sie sich nieder, Antoinette, und erzählen Sie mir Alles.“

Sie that, wie er geheißen, und indem sie die Hände faltete und mit den Augen das Meer suchte, erzählte sie ihm, was die Tante ihr gesagt, doch nicht Alles; denn nicht um die Welt hätte sie ihm gegenüber den Namen Oliver Black aussprechen mögen. Johannes hörte ihr zu, nicht ohne häufige Ausrufe des Zornes und der Ungläubigkeit.

„Trösten Sie sich", sagte er warm, „und glauben Sie ihr nicht, Antoinette! Das Weib ist wahnsinnig, und Sie haben sie gereizt, denn kein vernünftiger Mensch kann an solch ein abgeschmacktes Märchen glauben. Sie sind eine Dorrien, nehmen Sie mein Wort darauf", sagte er, indem er eine ihrer Hände mit festem Drucke faßte; „Sie sind eine der unsrigen, Antoinette, und — und wir lassen Sie nicht von uns."

„Wie gut Sie sind, Johannes!" erwiderte sie mit einem ernsten Blick in sein Gesicht — „wie gut sind Sie immer gegen mich gewesen!"

„Sagen Sie mir nur, daß Sie ihr nicht glauben wollen", drängte er.

„Lassen Sie uns nach Hause gehen", sagte das Mädchen aufstehend mit einem tiefen Seufzer, und indem sie sich umblickte, fügte sie mit tiefer Trauer hinzu: „So lange ich lebe, nie werde ich diesen Ort vergessen — nie, nie! Gestern Abend war ich noch so glücklich hier und heute —"

Die Stimme versagte ihr. Er nahm ihren Arm und geleitete sie hinweg.

„Sie müssen und dürfen ihr nicht glauben!“ sagte er mit jener Heftigkeit, die nur hin und wieder durch die angenommene Ruhe seines äußern Wesens mächtig hindurchbrach. „Wie alt waren Sie denn, als diese angebliche Unterschiebung stattgefunden haben soll?“ frug er, als sie weiter schritten. „Sieben oder acht Jahre? Nun gut, da ist es ja ganz unmöglich, daß Sie sich dessen nicht erinnern sollten. Und wenn das nicht der Fall ist, liegt darin nicht der stärkste Beweis dafür, daß die ganze Geschichte eine armselige Erfindung dieser verrückten Frau ist, die einen Druck auf Sie ausüben will? Hören Sie mich an“, fügte er hinzu, indem er stehen blieb, „und beachten Sie, wie lächerlich diese Geschichte ist. Ihre Schwester war wenigstens zwei bis drei Jahre älter als Sie; Sie trugen noch Trauer um sie, als Sie vor sieben Jahren zu uns nach Paris kamen. Wie hätte Mr. Dorrien, Mrs. Reginald oder irgend Jemand ein Mädchen von dreizehn Jahren für ein zehnjähriges Kind halten können?? Es ist rein unmöglich — unmöglich!“ wiederholte er heftig. „Man müßte über die Erfindung lachen, wenn man sie nicht wegen der niederträchtigen Schlechtigkeit, aus der sie hervorging, hassen müßte.“

Antoinette erwiderte kein Wort, sondern sah stumm vor sich hin. Als sie weiter-gingen, hub er wieder an:

„Und begreifen Sie nicht auch den Zweck, den sie dabei verfolgt? Er ist so durchsichtig, daß jedes Kind ihn durchschauen könnte. Ihr Einfluß auf Sie ist im

Schwinden, wie es ja auch der Fall sein muß, denn sie hat gar keinen wirklichen Anspruch auf Sie zu machen. Sie ist gar nicht Ihre Tante; Sie verdanken ihr Nichts als bittere Sorgen. Kein Tropfen gemeinsamen Blutes fließt in Ihren Adern, und Zeit und Umstände müssen zum Glück Sie Beide trennen. Indem sie nun dieses verwandtschaftliche Verhältniß erfindet, behauptet sie ein gewisses Recht auf Ihre Zuneigung; aber ebenso gewinnt sie die Möglichkeit, Ihnen immer zu drohen, und damit hofft sie Sie in ihrer Gewalt halten zu können. Glauben Sie, daß sie jemals Mr. Dorrien diese unglaubliche Geschichte aufbinden wird? Niemals, niemals!" Und Johannes lachte bei diesem Gedanken laut auf.

Antoinette hörte ihm schweigend zu. Er glaubte, sie überzeugt zu haben, aber als er eben, um desto sicherer zu gehen, nach neuen Gründen suchte, sagte Antoinette plötzlich:

„Johannes, ist dies nicht der Weg nach Maison Rouge?"

Sie standen am Ausgang eines einsamen Weges, der sich zwischen hohen Hagedornhecken nach dem Dorfe zu wand. Der Duft der Blüten erfüllte die Luft, und die kühlen Winde trugen ihn der See zu, hinüber über die grünbewachsenen Klippen, an denen das Paar jetzt stand. Ein Vogel flog an ihnen vorbei in dem Dämmerlichte, und von ferne klang das Geläute von Glocken zu ihnen herüber.

„Ja, das ist der Weg, der dahin führt“, sagte Johannes, indem er erstaunt über diese Frage in ihr Gesicht blickte.

„Wollen Sie mich hinführen, Johannes?“

„Warum?“

„Ich möchte Mr. Dorrien sprechen.“

„Weshalb?“

„Um es ihm zu sagen.“

„Um des Himmels willen, bedenken Sie, was Sie thun wollen!“ rief Johannes tief erschüttert.

„Ja“, erwiderte sie mit einem schweren Seufzer, „ich bedenke es.“ Dann fügte sie hinzu: „Führen Sie mich hin, Johannes.“

„O Antoinette“, sagte er kummervoll, „Sie werden uns Beide verderben!“

„Nein, Johannes, nicht Sie — nicht Sie“, entgegnete sie und hob ihre dunklen Augen mit einem Blicke unwillkürlicher Zärtlichkeit zu ihm auf.

Er war zu sehr erschrocken, um sprechen zu können. Alle seine Gründe, sah er, waren nicht im Stande gewesen, sie zu überzeugen; sein Gewissen verbot ihm, sie gegen die Stimme ihres eigenen zu beeinflussen. Er machte nur noch einen Versuch. Der Weg wurde dunkler und dunkler, und die düsterste Stelle — dort wo die riesigen überhängenden Bäume beständigen Schatten warfen — war auch die, wo sie das alte rothe Haus aus der dunklen Blättermasse aufsteigen sehen konnten.

„Antoinette“, sagte er mit tiefer Bewegung, „bedenken Sie, was Sie thun. Mr. Dorrien wird wünschen, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber —“

„Johannes“, unterbrach sie ihn, „von dem ersten Tage an, wo ich sein Haus betrat, bis zu dem heutigen bin ich eine Betrügerin gewesen. Ich habe nicht einmal Ihnen die volle Wahrheit gesagt — ich konnte es nicht, Johannes — ich konnte es nicht. Auch ihm kann ich sie nicht sagen; aber in diesem einen Punkte wenigstens kann ich wahr sein. O Johannes, lassen Sie mich wahr sein!“

„So sei denn wahr!“ rief er, von Leidenschaft hingerissen; „und wer Du auch bist und was Du auch gethan hast, möge Gott Dich segnen, weil Du wahr sein willst!“

Er zog sie in seine Arme und zum ersten Male seit ihrer Kinderzeit küßte er ihr trauriges, blasses Gesicht. Wenn er sie liebte, so war es ein Gefühl noch heiliger als Liebe, das ihn jetzt ergriff, und wenn sie ihn liebte, so war es dieselbe hochernste Empfindung, die sie jener Liebkosung sich hingeben ließ. Nach manchem Hin- und Herwandern im Reiche des Kummers und des Irrthums fanden sie sich endlich auf der Schwelle einer göttlichen Leidenschaft. Sie konnten sich wieder trennen — ja vielleicht auf immer trennen, trotz der sehnsüchtigen Blicke, die Eines dem Andern nachsandte — aber vergessen konnten sie diesen

Augenblick nimmermehr — niemals, so lange das Herz in ihrer Brust noch schlug!

„Warten Sie nicht auf mich", sagte sie, indem sie sich von ihm losmachte; „ich finde meinen Weg nach Hause."

Und flüchtigen Fußes eilte sie hinweg, während er ihr mit Augen voll Zärtlichkeit, Mitleid und Sorge nachblickte.

Fünfzehntes Kapitel.

„Herein."

So rief Mr. Dorrien, sehr verwundert, als er, allein im Speisezimmer sitzend, in dem ihn Antoinette und Johannes erst vor wenigen Stunden verlassen hatten, ein Klopfen an der Thüre hörte. Die Thüre öffnete sich auf seinen Ruf, und das Licht der Lampe, bei welchem er eben einige für den Hauskauf nöthige Papiere durchsah, fiel auf das blasse Gesicht und die schlanke Gestalt seiner Enkelin. Er erkannte sie sogleich, sah aber nichts weniger als erfreut über diesen Besuch aus.

„Pardon," sagte er trocken, „ich hatte keine Ahnung, daß Du das sein könntest; ich sah eben diese Papiere durch. Was für ein dringendes Geschäft bringt Dich denn noch zu dieser Stunde hierher?"

Sie schwieg. Sein Blick, seine Stimme, sein Benehmen waren durchaus nicht ermuthigend. Mr. Dorrien hatte sie nie gerne gehabt und war vielleicht jetzt ge-

rade doppelt geneigt, Mademoiselle Melanie's Geschichte für wahr zu halten. Antoinettens Hand lag noch auf der Thürklinke; sie brauchte nur zu drücken und sie war wieder aus dem Zimmer und konnte eine andere und passendere Stunde abwarten. Aber sie that das nicht.

„Es thut mir sehr leid, Sie stören zu müssen," sagte sie mit leiser Stimme, „aber ich werde Sie nicht lange aufhalten. Mademoiselle Melanie war soeben hier," fügte sie zögernd hinzu — „ich meine nicht hier in diesem Hause, sondern in La Chapelle. Sie hat mich zufällig am Strande gefunden und dort mit mir gesprochen."

„Ich glaubte, ich hätte Dir jeden Umgang mit dieser Dame verboten," lautete die scharfe Entgegnung.

„Ja," sagte Antoinette wieder leise und eintönig, „das ist wohl wahr; aber sie kam trotzdem und sprach mit mir, als ich am Ufer saß."

„War Mr. Johannes Dorrien dabei?" frug Mr. Dorrien in demselben scharfen Tone.

„Sie ging fort, als er kam."

Es entstand eine Pause.

„Miß Dorrien," sagte der Großvater langsam und entschieden, „ich muß wirklich ernstlich darauf dringen, daß so etwas nicht wieder geschieht, oder ich werde mich genöthigt sehen, sehr ernste Maßregeln zu ergreifen. Ein für allemal, das darf nicht wieder geschehen."

Antoinette blickte ihm ernst in das Gesicht.

„Vielleicht wird es auch nicht wieder geschehen,“ sagte sie, „denn sie kam, um mir zu sagen, daß ich nicht das Kind Ihres Sohnes, sondern die Tochter meiner Mutter aus ihrer ersten Ehe sei, nicht Antoinette Dorrien, sondern Marie d'Armaillé.“

Mr. Dorrien, der sich erhoben hatte, setzte sich wieder nieder und starrte das junge Mädchen einen Augenblick in sprachloser Verwunderung an.

„Das ist eine seltsame Geschichte“, sagte er endlich, indem er vor sie hintrat. „Wie will denn Mademoiselle Melanie das beweisen?“

„Sie versichert, daß Antoinette in Italien gestorben, ich aber ihr dort untergeschoben worden sei.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Um des Geldes willen.“

Antoinette sprach sehr leise und hielt ihr Gesicht schamvoll zu Boden gesenkt.

„Ja natürlich nur um des Geldes willen“, sagte Mr. Dorrien mit bitterem Tone; „das heißt, wenn diese sonderbare Geschichte überhaupt wahr ist“, fügte er sich verbessernd hinzu, „was ich jedoch sehr, sehr bezweifle, mein liebes Kind.“

Er behauptete, daß er noch daran zweifele, aber das Mädchen sah ihm in's Gesicht und las darin etwas, was nicht wie Zweifel aussah, sondern dem Aufdämmern einer freudigen Hoffnung glich.

„Es soll doch nicht etwa ein alberner Spaß sein?“ frug er noch nach einer Pause.

„Meine Tante war nicht in der Laune zu scherzen.“

„Es ist albern, ganz und gar lächerlich“, sagte Mr. Dorrien ungeduldig. „Ich bin erstaunt, ja wirklich erstaunt, daß Du selbst hierher kommen und mir so eine wahnsinnige Geschichte erzählen kannst. Natürlich weißt Du doch nichts von der Sache?“ fügte er, sie scharf betrachtend, hinzu.

„Nein, ich wußte Nichts“, erwiderte das Mädchen traurig. „Ich war krank, als meine Schwester starb, und noch lange Zeit danach, und erinnere mich an nichts mehr, nur —“

Sie hielt inne, und ihre Stimme brach vor innerer Bewegung.

„Nur?“ wiederholte Mr. Dorrien mit scharf beobachtenden Augen, die so gar nicht aussahen wie die matten blauen Augen, die er im täglichen Leben zeigte, „nur was?“

„Nur“, sagte Antoinette, indem sie ihre schlanke Gestalt hoch aufrichtete, als ob sie sich stählen wollte gegen den Schlag, den sie eben mit eigener Hand gegen sich führte — „nur daß es mir wie im Traume ist, als habe man mich früher, vor langer Zeit, Marie gerufen.“

„Und das war der Name der Tochter des Grafen?“

„Ja“, erwiderte sie, ihm in's Gesicht blickend, „das war ihr Name.“

Sie konnte den Schimmer freudiger Ueberraschung, der in seine Augen kam, unmöglich verkennen, den Ausdruck einer wahren Erleichterung, der über seine harten Züge flog, als er das hörte.

„Eine ganz sonderbare, unglaubliche Geschichte", sagte er wieder in seiner alten Weise, „aber doch muß ich um Deinetwillen, liebes Kind, sie näher untersuchen. Ich bin überzeugt, ja ganz sicher, daß wir bei näherer Nachforschung finden werden, daß die ganze Sache nichts als eine Erfindung oder ein Hirngespinnst der armen Dame ist. Der bloße Umstand, daß sie hierher kommt, um Dir diese verrückte Geschichte zu erzählen, beweist zur Genüge, daß sie nicht ganz bei Verstand ist. Ist sie noch in La Chapelle?"

„Ich weiß es nicht."

„Natürlich muß sie noch dort sein — im Hôtel. Sie kann noch nicht fort sein, denn der Postwagen geht erst morgen; aber vielleicht hat sie einen eigenen Wagen genommen. Du hast keine Idee, in welchem Hôtel sie abgestiegen ist?"

„Durchaus keine."

„Nun gut, da es nur zwei Gasthäuser dort giebt, so kann man sie leicht auffinden. Und so, liebes Kind, guten Abend, und rege Dich nicht so sehr auf. Diese alberne Geschichte wird in Nichts zerfließen. Du bist doch nicht etwa allein hierher gekommen?"

„Johannes begleitete mich und —"

„Und als treuer Ritter wartet er auf Dich vor

dem Thore?" unterbrach sie Mr. Dorrien mit ungewöhnlicher Heiterkeit. „Nun gut, noch einmal gute Nacht."

Er hielt ihr seine Hand hin. Sie legte die ihrige mechanisch hinein und sagte:

„Wenn es sich als wahr erweisen sollte, so glauben Sie mir, Mr. Dorrien, daß ich nichts davon gewußt habe."

„Wahr? Unsinn! Denke doch nicht daran."

„Daß ich nichts davon gewußt habe", wiederholte sie noch einmal, als ob er gar nicht gesprochen hätte, „aber ich hielt es für meine Pflicht, gleich zu Ihnen zu kommen und es Ihnen mitzutheilen, sobald ich es erfahren hatte."

Er wollte etwas darauf erwidern, aber der trübe Ernst in ihrem Gesichte ließ ihn schweigen. Sie wartete auch nicht, bis dies Gefühl bei ihm verflogen war. Sie öffnete die Thüre und verließ das Zimmer, ohne nur noch einmal einen Blick auf die Stelle zurückzuwerfen, wo ihre Lippen ihr eigenes Urtheil gesprochen hatten. Mr. Dorrien war überrascht, doch erholte er sich bald. Er folgte ihr nach.

„Miß Dorrien, ist — ist Johannes da?" frug er. „Ich hoffe doch, daß Sie nicht allein sind?"

Aber Antoinette antwortete nicht. Sie war schon fort. Mr. Dorrien holte sich seinen Hut und kam wieder heraus. Er hatte das äußere Thor bald erreicht. Antoinette war nicht sichtbar, aber dennoch

schritt Mr. Dorrien schnell vorwärts. Er dachte gar nicht daran, das Mädchen einzuholen; offenbar war das auch gar nicht nöthig. Johannes war ja gewiß bei ihr. Er ging nur so eilig nach dem Dorfe, um zu hören, was ihm Mademoiselle Melanie zu sagen hatte.

Die ganze Zeit, während Antoinette dem alten Herrn gegenüber gestanden, hatte sie sich wie von einem Traume befangen gefühlt; ebenso ging sie jetzt wie träumend aus dem Hause, aber anstatt die Stufen hinab zu gehen, die nach der Straße führten, schritt sie durch eine andere Thüre und befand sich in einem Blumengarten. Sie hielt jedoch deswegen nicht inne. Wohin ging sie denn? Sie wußte es nicht, es lag ihr auch nichts daran, jetzt war ihr Alles gleich. Sie hatte sich auch nicht weit verirrt, denn der Garten öffnete sich nach dem Parke zu, und von der Stelle aus, wo sie ihn betrat, erkannte sie in dem bleichen Lichte eines bewölkten Himmels den weißen Fußweg, der zum Dorfe führte. Sie ging auf ihn zu und hatte bald die Hauptstraße von La Chapelle erreicht. Die alte, graue Kirche stand vor ihr, und sie sah ihren kleinen Thurm, der sich in scharfen Umrissen von dem bleigrauen Himmel abhob. Der freie Platz vor der Kirche war fast ganz leer, denn es war die Zeit des Abendessens, und Lichter brannten in den Hütten der glücklichen Armuth. Antoinette blieb stehen und blickte wehmüthig auf diese elenden Behausungen. Das war

ihre bitterste Stunde — die Stunde, die fast ebenso sicher wie der Tod einmal in jedes Menschenleben tritt. Sie fühlte sich wie eine Verstoßene. Sie fühlte, daß, während jedes menschliche Wesen in diesen armseligen Lehmhütten doch eine Heimath hatte, sie selbst vereinsamt und verlassen, ohne Vaterhaus und Herd dastand. Traurig, doch thränenlos stand sie da und blickte starr vor sich hin in ein Licht, welches heller als alle übrigen schimmerte, anfangs ohne zu wissen, daß sie gerade dem Portale der Kirche gegenüber stand, und daß jenes hell schimmernde Licht keiner menschlichen Wohnung angehörte, sondern auf dem Altare des Herrn brannte in einsamer, heiliger Anbetung. Als sie das inne wurde, hob ein heftiges Schluchzen ihre Brust, ein sehnsüchtiges Verlangen nach Thränen und Erleichterung kam über sie. Wie ein Kind, von Vaters Hand geleitet, betrat sie das Gotteshaus, und wie oder weshalb, sie wußte es selbst nicht, aber sie lag auf ihren Knieen und betete und weinte zu jenem großen, unsichtbaren Gotte, von dem der Apostel zu den Athenern redete, und den sie endlich, endlich gefunden hatte.

Sechzehntes Kapitel.

„O, mein Gott, habe ich Dich gefunden!“

Mitten in all ihrem Kummer ertönte der Freudenschrei aus der gequälten Brust des Mädchens. Die Seele, die ihren Gott nicht hat, gleicht der Maria Magdalena, die den Verlorenen sucht, und ruft klagend wie diese: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Und nun hatte sie ihn gefunden und konnte weinen und beten zu seinen Füßen. Der Glaube war endlich über sie gekommen. Mrs. Reginalds Glaubenslehre hatte sie nicht zu überzeugen vermocht. Die bloße Vernunft, die weder Zeit noch Ewigkeit zu bestimmen vermag, hat uns noch niemals sicher an die geheimnißvollen Ufer des Unendlichen geführt. Immer läßt sie noch etwas unausgesprochen, etwas, was nur die Liebe uns klar macht und was diese am besten dem wunden, zerrissenen Herzen enthüllt. Und diese Liebe war über Antoinette gekommen. Die Liebe,

welche die Herzen der Heiligen und Märtyrer durchglüht und mit Entzückung erfüllt hatte, war auch in ihre Seele gedrungen. In derselben Stunde hatte sie Alles verloren und Alles gewonnen. Ihr irdisches Erbe und mit ihm alles geheime Hoffen war dahin, aber sie hatte einen Blick in den Himmel gethan und mit diesem Blicke zugleich die himmlische Freudigkeit gewonnen, fortan muthig durch die Dornen des Lebens zu wandeln. Sie lag lange so auf den Knieen, weinend und doch so glücklich, traurig und doch ohne Bitterkeit, und als sie sich endlich erhob und in die freie Luft hinaustrat, da herrschte ein so vollkommner Friede in ihrem ganzen Wesen, daß sie sich selbst fragte, ob es denn möglich sei, daß Kummer oder Unruhe ihr je wieder nahen würden. Die Nacht war hell geworden, der wolkenlose Himmel strahlte voll Sterne, und Antoinette lächelte zu ihnen empor mit einem seligen Gefühl der Freude in ihrem Herzen.

„Ich bin doch mehr als ihr", dachte sie; „mögt ihr auch immer fort glühen, wenn ich längst todt bin, aber ich bin mehr als ihr und ich will euch jetzt nie mehr beneiden — o nie, nie mehr!"

„Nun?" sagte Johannes' Stimme plötzlich neben ihr, indem er ihren Arm in den seinen zog.

Mit einem Male kam Antoinette herab aus der Höhe, in der sie eben noch geschwebt.

„O Johannes", rief sie, „wo waren Sie denn?"

„Ich habe in der Kirche auf Sie gewartet“, antwortete er. „Sie haben doch Mr. Dorrien getroffen?“

„Ja, ich habe ihn getroffen.“

„Nun?“ rief er ängstlich.

„Nun“, erwiderte sie mit einer Gelassenheit im Tone, die ihn seltsam berührte, „Mr. Dorrien glaubt daran.“

„Er glaubt daran?“

„Ja, und er will es, er wünscht es sogar zu glauben, Johannes; und — und ich fühle, daß es wahr ist.“

Johannes erwiderte nichts, aber nachdem sie eine Weile zusammen gegangen waren, ließ er ihren Arm los, obgleich er noch an ihrer Seite blieb. Antoinetten sank das Herz. Hatte sie wirklich Alles verloren um ihrer Ehre willen? Sollte sie von Mr. Dorrien enterbt, von Oliver Black verrathen und, was das Härteste von Allem war, von Johannes verlassen werden, um dieser Sünde willen, an der sie doch unschuldig war? Vielleicht — o bitterer, bitterer Gedanke! — vielleicht glaubte er, sie sei die Mitschuldige ihrer Tante gewesen, und diese Reue sei erst über sie gekommen mit der Gewißheit der Entdeckung. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, und als sie sich dem Hause näherten, war sie eben im Begriff, ihn anzureden und ihn zu beschwören, nicht so von ihr zu denken, als er plötzlich stehen blieb und, während er ihre Hand ergriff, mit leiser Stimme sagte:

„So steht denn nichts mehr zwischen uns, was uns trennen könnte, Antoinette?“

Sie verstand ihn nicht gleich, und als es geschah, war ihr erster Gedanke, ihn vor seinem eigenen Unglück zu bewahren.

„Ach, Johannes“, rief sie, ihm ihre Hand entziehend, „halten Sie mich denn wirklich für so schlecht, daß ich zugeben könnte, daß Sie um meinetwillen sich ins Unglück stürzen? Mr. Dorrien würde Ihnen das nie vergeben.“

„Was liegt daran“, erwiderte der junge Mann, „wenn ich nur Dich habe?“

Seine Stimme klang leise, aber fest und entschlossen. Zum erstenmale wurde es sich Antoinette bewußt, daß er sie liebte. Wohl hatte sie es bisweilen zagend gehofft; jetzt war die Gewißheit über sie gekommen, und Freude und Kummer wogten zugleich in ihrem Herzen.

„O nicht doch — nicht doch!“ flehte sie. „Sprechen Sie nicht weiter — o, versuchen Sie mich nicht!“

Denn ihre ganze Seele, ihr ganzes Herz flog ihm entgegen, als sie diese Worte der Weigerung sprach. Wie? Er, den sie so verehrte, den sie heimlich angebetet hatte — er liebte sie? Er, der König ihrer Gedanken, der Held ihrer jugendlichen Phantasie — er liebte sie? Sie fühlte sich wie eine gekrönte Königin, die plötzlich in das strahlendste Licht erhoben worden

und doch wieder entthront und gedemüthigt in das tiefste Dunkel zurücksinken muß.

„Du bist mir als Kind schon versprochen worden", sagte er leidenschaftlich. „Ich habe Dich diese ganzen Jahre hindurch als mein Eigenthum betrachtet. Ich will eher Alles in der Welt aufgeben als Dich lassen."

Ach, er war im Grunde doch nur ein echtes Menschenkind, und das Mädchen, das er liebte, galt ihm jetzt gerade mehr als die ganze Firma Dorrien. Die Liebe, die gewaltsam in ihrem Herzen zurückgedrängt worden war, strömte bei seiner Berührung nur um so gewaltiger, glühender hervor. Aber mit der Liebe zugleich kam auch der Kummer und zwar so mächtig, daß die Worte bitter klangen, die sich über ihre Lippen drängten.

„Was ist denn an mir noch Gutes geblieben?" frug sie. „Sagen Sie es selbst, seit sechs Monaten habe ich im Pfuhl der Sünde gelebt. Wie sollte ein Mann wie Sie, Johannes, an mir noch Gefallen finden?"

Johannes war tief bewegt.

„Deine armen Füßchen waren grausam in ein Netz verstrickt", sagte er, „aber Du hast redlich danach gestrebt, Dich daraus zu befreien. O Antoinette, laß uns jetzt Alles vergessen, was hinter uns liegt und endlich — endlich glücklich sein."

„O, ich kann doch nicht so ganz schlecht gewesen sein", rief sie aus, „sonst könnte ein so edles Herz

mich nicht lieben. Und doch, wie habe ich gerade gegen Sie gesündigt!"

„Was thut das, wenn ich Dir es vergebe?" erwiderte er.

Sie wußte wohl, daß sie ihm eigentlich hätte widerstehen sollen, aber sie konnte es nicht. Sie wußte auch, daß ihre Liebe ein gefahrvolles Geschenk sei, und konnte es doch nicht zurückhalten oder ihm verweigern.

„Vielleicht bin ich morgen besser im Stande, ihm zu widerstehen", dachte sie. „Gott wird mir dazu verhelfen."

Und die Hülfe kam ihr, früher noch, als sie gehofft — früher vielleicht sogar, als sie in der Schwäche und Verzagtheit ihres Herzens gewünscht hatte. Als sie die Hausthür erreicht hatten, blieb sie plötzlich stehen, ehe sie öffnete. „Johannes, Johannes", rief sie leidenschaftlich, „es darf — es darf nicht sein!"

Ehe er noch antworten konnte, war sie bereits in das Haus getreten, wo die Mutter sie schon lange mit Angst erwartete und nach ihnen, trotz der kühlen Abendluft nur mit einem leichten Shawl um den Kopf, am Fenster ausschaute.

„Liebes Kind, wie habe ich mich um Euch geängstigt!" hub sie an, doch Antoinette flog nur mit blassem, thränenüberströmten Gesichte an ihr vorüber durch das Zimmer.

„Johannes, was ist geschehen?“ rief die arme Frau, angstvoll ihren Sohn anblickend.

Er konnte es nicht über's Herz bringen, sie zu beunruhigen, sondern schalt sie nur zärtlich aus, daß sie sich so der Nachtluft ausgesetzt habe, und sagte so ruhig, daß schon der Klang seiner Stimme ihre Furcht beschwichtigte:

„Hast Du Dich geängstigt, Mütterchen? Das thut mir leid; aber Antoinette ging wieder nach Maison Rouge. Sie wollte mit Mr. Dorrien sprechen und — und ich glaube, der war nicht allzufreundlich gegen das arme Kind“, sagte Johannes seufzend.

Mrs. Dorrien fühlte sich wesentlich durch den Umstand erleichtert, daß Antoinette und nicht ihr Sohn in Ungnade gefallen war. In der That, da sie glaubte, daß Antoinettens Zerwürfniß mit Mr. Dorrien nur daher rühre, daß sie irgendwie nicht gut an Johannes gehandelt habe, fühlte sie sich durchaus nicht geneigt, das junge Mädchen wegen der Strenge ihres Großvaters zu bemitleiden.

„Mein bester Junge“, sagte sie liebevoll, „ich fürchte, das arme Kind ist eine rechte Last für Dich.“

„Vielleicht ist sie mir deshalb nur um so lieber“, erwiderte der Sohn, indem er sich zwang, heiter zu sein.

Offenbar wollte er nicht mehr sagen, und die Mutter war schon zu sehr an seine Zurückhaltung gewöhnt, um jetzt noch weiter in ihn zu dringen, obgleich sie fürs Leben gern gewußt hätte, was eigentlich passirt

wäre. Sie würde sicher auch Antoinetten danach gefragt haben, hätte sich ihr nur die Gelegenheit dazu geboten, aber das junge Mädchen kam den ganzen Abend nicht mehr zum Vorschein. So blieb ihr nur der Sohn, und der saß, wie sie zu ihrer Verwunderung bemerkte, eine ganze Stunde lang schweigend da, starrte in die Zeitung, ohne doch ein Wort zu lesen, sah aber durchaus nicht etwa niedergedrückt aus, sondern erschien nur vollständig in seine Gedanken verloren.

„Johannes", sagte sie endlich, „was ist denn geschehen? Hat Antoinette Dich abgewiesen?"

„Ja, Mütterchen, das hat sie gethan", entgegnete er ernst; „aber mache Dir darum keine Sorge."

„Ich bin aber fest davon überzeugt, daß sie Dich liebt", unterbrach ihn die Mutter ärgerlich. „Das ist gewiß weiter nichts als Laune und Eigensinn."

„Nein, nein, das ist es nicht", sagte er mit einem unterdrückten Seufzer; „aber, Mütterchen", fügte er hinzu, indem er seine guten grauen Augen liebevoll auf ihrem Gesichte ruhen ließ, „sie und nicht ich soll Dir morgen ihre Geschichte erzählen."

Mrs. Dorrien faßte seine Andeutung so auf, daß sie am nächsten Morgen, sowie sie das junge Mädchen in ihrem Zimmer sich bewegen hörte, an ihre Thüre klopfte und um Einlaß bat, der ihr denn auch sofort gewährt wurde. Antoinette kämmte gerade ihr schönes langes Haar und sah so schneeweiß aus wie ihr Morgenkleid. Mrs. Dorrien warf einen flüchtigen

Blick auf sie, setzte sich behaglich zu längerem Verweilen nieder und rief klagend aus:

„Liebstes Kind, warum sind Sie denn gegen meinen armen Jungen so unfreundlich gewesen? Ich weiß doch, Sie haben ihn gern; und wenn ich nun sehen muß, wie elend Sie aussehen, und wenn er, wie ich weiß, die ganze Nacht kein Auge zugethan hat und so bleich und angegriffen aussah, wie er heute Morgen fortging —"

„Wohin ist er gegangen?" frug Antoinette athemlos.

„Natürlich zu Mr. Dorrien, aber Sie können sich darauf verlassen —"

„Ach, Mrs. Dorrien, er ist verloren — verloren!" schrie das Mädchen und ließ ihre Arme sinken. „Er ist verloren, und das Alles um meinetwillen!" stöhnte sie, indem sie sich verzweiflungsvoll über das Bett warf.

Voll Bestürzung hörte nun die Mutter Antoinettens Geschichte.

„Ich hatte die Absicht, heute morgen noch einmal mit ihm zu sprechen", sagte das Mädchen traurig. „Ich wollte ihm noch einmal sagen, daß das, was er will, nie zwischen uns werden kann, und nun ist er fort, und Mr. Dorrien wird ihm das nie vergeben."

Ja, er war fort, ohne sie noch einmal gesehen zu haben — entschlossen, seinen eigenen Weg zu nehmen, koste es, was es wolle. Aber so muthig er war, so war er doch kein Sanguiniker. Er konnte sich nicht dagegen verblenden, daß er in der Gunst seines Vetters

gesunken war, und wußte auch recht gut, daß seine Liebe zu Antoinetten durchaus nicht das Mittel war, um dieselbe zurückzugewinnen. Er traf den Agenten vor dem Thore.

„Monsieur ist nicht im Hause. Monsieur ist im Park", sagte der Mann mit gnädigem Lächeln. „Wenn Monsieur diesen Weg hier einschlagen will, so gelangt er an den Fluß und wird sicher den Herrn dort finden. Bitte, diesen Weg", fügte er lebhaft hinzu, indem er auf eine kleine Allee deutete, die Johannes nur zu gut kannte.

Mit bewölkter Stirne wanderte der junge Mann unter dem Schatten jener Bäume, die ihn in den Tagen froher Knabenzeit gesehen. Es war ihm, als stehe Mr. Blackmore wieder vor ihm mit seinem schönen, offnen Gesichte und seiner stattlichen Gestalt und erinnere ihn an empfangene Güte und bitte gleichsam um Gnade für seinen Sohn. Johannes' Herz war voll Bitterkeit gegen den Freund seiner Jugend. Nicht ohne harten innern Kampf gelangen wir zu der echt christlichen Tugend des Vergebens. Mit der lebhaften Erinnerung an empfangene Wohlthaten geht Hand in Hand die gleiche Empfindung für uns geschehenes Unrecht, und in seiner Liebe und seinem Vertrauen betrogen, um sein Vermögen gebracht zu werden, das ist mehr als selbst der geduldigste Mensch zu ertragen vermag.

Deshalb empörte sich Alles in Johannes, als er

jetzt durch das, was ihn umgab, wieder lebhaft an Oliver und damit zugleich an seine Schlechtigkeit erinnert wurde, und nur das Eine konnte die Schärfe seines Zornes etwas mildern, das Bewußtsein, daß es dem Verräther doch nicht gelungen war, ihn vollständig zu täuschen. Vom ersten Augenblicke an hatte er ein geheimes Verständniß zwischen Oliver und Antoinette geahnt. Er hatte keinen Beweis dafür, auf den er sich stützen konnte, aber seine eigene Wahrheitsliebe schärfte seinen Blick so, daß er ihm trauen durfte. Wenn dem nun wirklich so war, wenn sein Freund ihm die Braut geraubt hatte, so war es nicht schwer zu errathen, weshalb er das gethan. Wie hätte Oliver Antoinetten begehren können, wenn es ihm nicht zugleich um die Stellung von Johannes zu thun gewesen wäre? Aber wenn er auch diese Gefahr erkannte, so hatten ihm doch die Mittel gefehlt, sie abzuwenden. Dazu kam, daß die Eigenliebe, die uns Alle irre leitet, auch Johannes zu einem seltsamen Irrthum verlockt hatte. Er war sich seiner Ueberlegenheit über seinen Feind bewußt und hatte nie daran gedacht, Mr. Dorrien könne sich je so weit vergessen, einen Oliver Black ihm vorzuziehen. Wie? Nicht bloß seine jahrelangen treuen Dienste, sondern auch sein unzweifelhaftes Talent, seine Energie, seine Erfolge sollten mit einem Schlage vergessen werden können? — Nein, das schien zu lächerlich, um nur einen Augenblick darüber nachzudenken! Denn was hatte

im Grunde Oliver so Empfehlenswerthes? Eine gefällige Persönlichkeit, eine einschmeichelnde Sprache und eine zweifelhafte Geburt, kein Vermögen und eine nur mittelmäßige Begabung. Waren das die Gaben, welche den Namen Dorrien und die Erfahrung aufwiegen konnten, die er sich durch eine achtjährige angestrengte Thätigkeit erworben hatte? War das die Mitgift, die der blutarme Abenteurer der Enkelin des reichen Mr. Dorrien, nach deren Hand er strebte, zuzubringen gedachte? Gewiß, das konnte und durfte nicht sein. Deshalb blickte auch Johannes mit so stolzer Verachtung auf die ehrgeizigen Hoffnungen seines falschen Freundes herab, dessen Verrath ihn nimmermehr erreichen konnte. Der einzige Zweifel, der ihn quälte, betraf die Liebe Antoinettens. Um diese kämpfte er standhaft; als ein echter Mann ersehnte er sie um nichts weniger heiß, weil sie ein Anderer ihm schon geraubt hatte. Sie war sein, in doppeltem Sinne sein. Er hatte sie in das Haus gebracht, er hatte sie aus ihren ärmlichen Verhältnissen gerissen, hatte den Widerstand ihres Großvaters, der sie nicht in seiner Nähe haben wollte, besiegt und er wollte sie nun auch nicht aufgeben. So that er denn sein Möglichstes, nicht in Worten, auch nicht einmal sehr in Handlungen, wohl aber wandte er jene hundert schlauen Künste an, von denen ein junger hübscher Mann weiß, daß er durch sie das Herz eines jungen Mädchens gewinnen kann. Und er war nicht so blind, um nicht bald zu

erkennen, wie gut ihm sein Bemühen gelungen war. Er war nicht so bescheiden, daß er nicht die unwillkürliche Freude in dem Gesichte des Mädchens wahrgenommen hätte, wenn sie ihn erblickte, ebenso wie er mit geheimem Triumph die Wolke der Sorge und Unruhe entdeckte, die Olivers Gegenwart auf ihren ausdrucksvollen Zügen hervorrief. Dieser Sieg erschien ihm als die vollständigste Rache gegenüber dem eitlen Plänemacher. In diesem Gefühle der Sicherheit wurde es Johannes leicht, den Großmüthigen zu spielen, aber auch seine Verachtung zn zeigen, denn in unserer Großmuth liegt auch ein gutes Stück Geringschätzung verborgen. Er wollte es nicht sehen, daß, wenn er auch vielleicht Antoinetten gewann, ihr Großvater ihm entfremdet werden könnte; und er vergaß jene traurige Geschichte aus den Tagen des alten Griechenland, die für alle Zeiten ihre Wahrheit behält, die Geschichte von jenem Athener, den es langweilte zu hören, daß man Aristides immer den Gerechten nannte.

Selbst in diesem Augenblicke, wo Alles, was ihn umgab, ihn an den Verräther erinnern mußte, empfand Johannes durchaus keine Furcht für sich selbst. Die Wolke auf seinem offnen Gesichte, die Last der Sorge auf seinem Herzen, sie galten nur Antoinetten, ebenso wie der Zorn, den er empfand, nur gegen den Mann gerichtet war, der sich auf eine solche Art für die Unbeständigkeit des jungen Mädchens rächen wollte. Denn ihm und ihm vorzugsweise schrieb es Johannes zu,

daß Mademoiselle Melanie jetzt auf einmal mit ihrer Entdeckung kam, und nur gegen ihn und zwar hauptsächlich aus diesem Grunde nährte er seinen Groll, als er jetzt seinen Vetter aufsuchte. Er hegte, wenn auch, wie wir gestehen müssen, nur leise, die Hoffnung, ihn beeinflussen und das Geburtsrecht für Antoinetten aufrecht erhalten zu können; aber, wie schon gesagt, seine Hoffnung war schwach, und schlug sie fehl, wie er befürchten mußte, so sah er allerdings viel Trübsal vor sich. Im Weiterschreiten rief er sich jeden Beweis, der zu Antoinettens Gunsten sprechen konnte, vor die Seele, begründete er seine Sache, so gut er vermochte, und fand er auch die zwingendsten Argumente, die Mr. Dorrien überzeugen mußten, als er endlich den Gesuchten antraf.

Mr. Dorrien schlenderte behaglich in der Sonne und rauchte eine Cigarre. Er war eigentlich kein Freund vom Rauchen, aber seit einiger Zeit hatte er es wieder aufgenommen, wie denn überhaupt eine seltsame Ruhelosigkeit und eine Neigung zur Veränderung und zu alle dem, was er sonst gemieden, in ihm Platz gegriffen hatte, die alle seine alten Gewohnheiten umstürzte. Er nahm die Cigarre aus dem Munde, bot Johannes mit freundlichem Gruße die Hand und sagte mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit und Heiterkeit:

„Glauben Sie mir, Johannes, ich bin ganz verliebt in diesen Ort. Ich habe noch nie einen so bezaubern-

den Landaufenthalt gesehen. Sie wissen", fügte er seufzend hinzu, „die Verhältnisse und nicht meine eigene Wahl haben einen Geschäftsmann aus mir gemacht, und alle meine alten Liebhabereien finden nun in diesem kleinen Stückchen Normandie ihre Befriedigung. Dieser Wasserspiegel dort, diese alten Bäume, der bleiche Himmel — es ist, als wenn man immer in eine Landschaft von Gainsborough hineinschaute. Ich liebe so etwas über Alles. Sie nicht auch?"

„Gewiß, Mr. Dorrien. Ich habe diesen Ort immer sehr geliebt. Ich meine, zu Mr. Blackmores Zeiten."

„So will ich hoffen, daß Sie dasselbe auch zu Mr. Dorriens Zeiten thun werden", entgegnete er heiter, „denn ich habe nun meinen Entschluß gefaßt."

„Sie gedenken das Grundstück zu kaufen?"

„Gewiß — ich habe schon mein Wort gegeben."

Es entstand eine Pause. Johannes war vor Aufregung glühendroth geworden.

„Und was wird nun aus der Papiermühle?" frug er. Die Frage war eigentlich unnütz, aber nicht um die Welt hätte Johannes sie zurückhalten mögen. Mr. Dorrien runzelte die Stirn und machte eine Miene, als wenn diese Papiermühle allerdings für ihn in sehr weiter Ferne liege. Offenbar trug er gar kein besonderes Verlangen danach, ein Bild von Gainsborough auch mit diesem Inhalte zu besitzen.

„Ich denke, wir lassen die Papiermühle dort, wo wir sie gefunden haben", antwortete er endlich. „Mein

lieber Johannes", fügte er hinzu, indem er mit seiner Cigarre hin und her fuhr und mehr wie je von oben herab zu dem jungen Manne sprach, „Sie haben es jedenfalls recht gut gemeint; aber Sie haben sich auf die Papiermühle förmlich verstürzt — ganz blind verstürzt. Sie treiben oder möchten wenigstens immer Ihre Ideen auf die Spitze treiben. Sie sind ein Phantast. Wie ich höre, waren Sie früher Dichter — nun die zwar recht schöne, aber auch gefährliche Neigung, alle Dinge ideal aufzufassen, hängt Ihnen immer noch an."

„Verzeihen Sie, Mr. Dorrien — ich habe Ihnen Berechnungen und Thatsachen vorgelegt —"

„Die ich sattsam geprüft habe", unterbrach ihn Mr. Dorrien mit einem Zug von Ungeduld, als ob die bloße Erinnerung daran ihn schon höchlichst langweile. „Ich habe sie geprüft und fand, sie taugten alle nichts. Ich habe die ganze Sache dann selbst noch einmal von einem andern Gesichtspunkte aus genau betrachtet und gefunden, daß Ihre Aufstellungen vor der Prüfung des gesunden Menschenverstandes nicht Stand halten werden."

„Und darf ich fragen, wer Ihnen die Thatsachen und Berechnungen mitgetheilt hat, die Sie zu diesem Resultate gebracht haben?" sagte Johannes entrüstet.

„Mr. Black. Ich ersuchte ihn um seinen Rath in dieser Angelegenheit."

Mr. Dorrien beantwortete Johannes' Frage ohne die geringste Zögerung — in dem Tone eines Herrn, der keinen Widerspruch duldet, und Johannes erkannte jetzt, daß in der That seine Stellung im Hause Dorrien eine ganz andere geworden war. Aber er war zu männlich und auch zu feurig, um seine Sache ohne jeden Kampf aufzugeben, und sagte deshalb in ebenso kühlem Tone wie Mr. Dorrien:

„Wenn Sie die Sache noch einmal einer Prüfung unterwerfen wollten, mein Herr, so würden Sie finden, daß Mr. Black und nicht ich im Irrthume war."

Mr. Dorrien sah ihn ganz erstaunt an.

„Aber ich sage Ihnen, Johannes", rief er gereizt, jedoch vielmehr wieder in seiner alten Weise, wie er sonst die Ansichten seines jungen Vetters bekämpft, als in dieser neuen Manier, mit der er vorhin hochmüthig auf ihn herabgesehen hatte — „ich sage Ihnen, daß ich es müde bin, mein Geschäft immer weiter und weiter auszudehnen, und daß ich es nun einmal für mich an der Zeit halte, etwas von den Früchten eines langen Lebens voll Arbeit und Selbstverläugnung zu genießen. Ihre Papiermühle ist ein sehr gefährliches Wagniß, und selbst wenn sie sich als erfolgreich erweisen sollte, würde sie doch nur sehr geringen Nutzen abwerfen."

„Sie würde unsere Firma aus den Händen des Monsieur Basnage befreien und auf eine ganz andere

Höhe bringen, als auf der sie jetzt steht", sagte Johannes mit Wärme.

Mr. Dorrien lächelte geringschätzig.

„Wir wollen uns darüber nicht weiter streiten, Johannes", sagte er; „mein Entschluß steht fest. Sind Nachrichten aus Paris gekommen?"

„Nein. Ich beabsichtige, heute Nachmittag dorthin zurückzukehren. Ich werde natürlich meine Mutter und Miß Dorrien hier lassen."

„Miß Dorrien?" wiederholte der alte Herr trocken; „Sie meinen wohl Mademoiselle d'Armaillé."

„Sind Sie wirklich überzeugt, daß sie das ist?" frug der junge Mann sehr niedergeschlagen.

„Vollkommen", war die kühle Erwiderung. „Ich habe noch gestern Abend Mademoiselle Melanie aufgesucht, und sie hat mich über diesen Punkt vollständig aufgeklärt — ja mir sogar eine schriftliche Bestätigung gegeben.".

„Ist sie aber eine Person, der man trauen kann?" frug Johannes heftig erregt.

„Gewiß nicht; aber es giebt Mittel und Wege, auf denen man die Wahrheit entdecken kann, und ich bin fest davon überzeugt — ich habe immer einen seltsamen, unklaren Zweifel gehegt — daß dieses arme Mädchen nicht das Kind meines Sohnes ist. Ich habe mich noch nicht darüber entschieden, was ich für sie thun werde; aber da ich sie einmal in mein Haus

als Miß Dorrien aufgenommen habe, werde ich sie natürlich nicht hülflos in die Welt hinaussetzen."

„Aber diese ganze Geschichte kann sich als ein bloßes Märchen herausstellen", sagte Johannes eifrig. „Gestatten Sie mir nur noch die Frage, was für Beweise Mademoiselle Melanie Ihnen vorgelegt hat."

„Erlauben Sie mir, in dieser Angelegenheit selbst zu entscheiden," unterbrach ihn Mr. Dorrien. „Ich glaube vollkommen im Stande zu sein, meine Familienangelegenheiten ohne jeden Beistand zu ordnen."

Sein Ton, Blick und Wesen waren herausfordernd, aber Johannes nahm den hingeworfenen Handschuh ohne das geringste Zögern auf.

„Verzeihen Sie, Mr. Dorrien, aber betrifft diese Angelegenheit nicht ebenso gut auch mich?"

Mr. Dorrien runzelte die Stirn und erklärte, keine Ahnung davon zu haben, was sein junger Vetter mit diesen Worten meinte.

„Ich meine damit einen Gedanken, den Sie mir zuerst selbst aufdrängten, um den Sie lange gewußt haben, der mir seit den letzten acht Monaten mit jedem Tage theurer geworden; ich habe sagen wollen, daß ich sie von Herzen liebe und hoffe heirathen zu können."

„So?" sagte Mr. Dorrien, ohne nur die geringste Verwunderung zu zeigen. „Sie wollen also wirklich ein blutarmes Mädchen, die Tochter eines Abenteurers,

die Nichte der Mademoiselle Melanie, heirathen? Erlauben Sie mir, Ihnen darüber mein Erstaunen auszusprechen, daß Sie eine solche Hoffnung hegen und insbesondere eine derartige Familienverbindung wählen konnten."

„Es war Ihre Enkelin, die ich mir wählte, mein Herr," entgegnete Johannes tief erröthend. „Daß sie das nicht ist, wofür wir Beide sie hielten, das ist ein Unglück für sie, aber nicht ihre Schuld. Als Ihre Enkelin lernte ich sie lieben und ich kann jetzt nicht lernen, sie nicht mehr zu lieben."

„Nun, Sie können das halten, wie Sie wollen," war die kühle Erwiderung; „aber da die Person jenes Mädchens immer etwas Abstoßendes für mich hatte, so würde es mir geradezu unangenehm sein, müßte ich sie beständig in meinem Hause sehen; bestehen Sie also auf der Heirath mit ihr, nun, so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß alsdann mein Haus nicht mehr das Ihrige sein kann. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß Sie bei Ihren Talenten und Ihrem Fleiße Ihren Weg in der Welt machen werden — aber fortan müssen unsere Wege auseinander gehen."

Von dem Augenblicke an, wo Mr. Dorrien anfing zu sprechen, trat in Johannes' Gesicht ein eigenthümlicher, tief wehmüthiger Ausdruck. Die Entscheidung war gekommen, das fühlte er, sowie man vom Baume

sagt, daß er den herannahenden Sturm fühlt, und er stand still, fest und aufrecht, um den erwarteten Schlag zu empfangen. Aber als er fiel, fiel er so zermalmend und wuchtig, daß er ihn kaum auszuhalten vermochte. Er konnte auch kaum den eigenen Ohren trauen. Wie? Hatte er deshalb Jahre hindurch gearbeitet, seine ganze Jugend, seine Kraft, seine geistige Frische geopfert, um ein sinkendes Haus wieder aufzurichten, um nun, wo es sich wieder erhoben, und er die Hand nach einem schönen, wohlverdienten Lohne auszustrecken im Begriff stand, weggeworfen zu werden, wie man ein Werkzeug wegwirft, wenn es seinen Zweck erfüllt hat? In einem Augenblicke erfaßte er die ganze bittere Wahrheit; Mr. Dorrien bedurfte seiner nicht länger und nahm nur Antoinette als Vorwand, um ihn los zu werden. Er gedachte der Klage seiner Mutter: „Warum bist Du nicht Theilhaber am Geschäfte?" Er dachte an den ernsten Blick und den warnend erhobenen Zeigefinger der treuen Mrs. Reginald, an das bedeutungsvolle Husten des alten Brown, wenn einmal von der Theilnehmerschaft die Rede gewesen war, und selbst an Olivers ausdrücklichen Rath; und wie er sich nun auch erinnerte, daß er in seinem großmüthigen Vertrauen alle diese Warnungen gering geachtet hatte, da erfüllten Aerger, Scham und Kummer seine Seele. Ach, er war denn doch noch zu sehr ein Dichter geblieben! Er hatte vergessen, daß Schwarz auf Weiß und Stempelpapier das Evangelium des Ge-

schäftsmannes sind. Er hatte sich auch für unentbehrlich gehalten und in jugendlichem Selbstvertrauen und verzeihlicher Eitelkeit seine Stellung viel zu sicher geglaubt, um sich durch die gewöhnlichste Klugheit sicher zu stellen. Es war nutzlos, mit Mr. Dorrien zu streiten, das wußte er, und doch konnte er in seiner Entrüstung nicht anders, er mußte es thun.

„Wollen Sie damit andeuten, daß mein Eintritt in's Geschäft, den Sie mir längst schon zugesichert haben, nun nicht stattfinden wird?" fragte er. „Ist das wirklich Ihre Ansicht, Mr. Dorrien?"

„Ihr Eintritt in's Geschäft?" wiederholte der alte Herr sehr kühl. „Ja, allerdings ist meine Ansicht, daß dieser Plan zwischen uns nun aufgegeben werden muß. Selbst wenn Sie auf Ihre beabsichtigte Heirath verzichteten, könnte nicht mehr die Rede davon sein. Die Angelegenheit mit der Papiermühle hat mir deutlich gezeigt, daß Sie noch viel zu jung und zu waghalsig sind, um die Verantwortung zu übernehmen, die mit einer solchen Stellung verknüpft ist. Es wäre die größte Thorheit von mir, wollte ich bei Ihrer Sorglosigkeit Ihnen einen Antheil an der Geschäftsleitung einräumen. Ich muß Sie also bitten, daß Sie, mögen Sie unternehmen, was Sie wollen, jeden Gedanken daran aufgeben."

Und nun zum erstenmale fing Johannes an den Mann zu begreifen, der hier vor ihm stand. Er war indolent, aber durchaus nicht großmüthig.

Er hatte seinem jungen Vetter eine große Macht in die Hände gegeben, weil es ihm so bequem war, aber in seinem Herzen hatte er ihm diese theuer erkaufte Autorität stets mißgönnt. Er hatte sich selbst zu einer Null im eigenen Hause gemacht und hatte das oft genug bereut, obgleich er es gar nicht anders gewollt hatte. Nicht Oliver Black hatte diese Empfindung des Neides und der Mißgunst in seiner Brust wachgerufen — er hatte sie nur an die Oberfläche treten und zur That werden lassen.

„Das also ist Ihre Ansicht?“ rief Johannes, und Thränen des Zornes füllten seine Augen. „So wollen Sie, nachdem Sie mich diese ganzen Jahre hindurch ausgenutzt haben, mein Vertrauen auf Ihre Ehre belohnen?“

Mr. Dorrien runzelte die Stirn und that, als ob er den Sinn der Rede seines Vetters gar nicht verstehen könne.

„Das ist doch zu unvernünftig,“ sagte er endlich. „Sie sind mir sehr nützlich gewesen — ich läugne das nicht — aber dafür sind Sie auch reichlich bezahlt worden. Sie waren ein Knabe und kein reicher, wie Sie sich wohl entsinnen werden, als ich Sie bei mir aufnahm, Ihnen eine Stellung, Ihrer Mutter eine Heimath gab. Was konnten Sie also mehr erwarten? Jetzt finde ich es angemessen, Ihnen zu sagen, daß fortan unsere Wege sich scheiden müssen, und ich habe meine guten Gründe dazu — da nehmen Sie den Ton eines tief be-

leidigten Mannes an, blos auf Grund eines Versprechens, welches ich doch nie anders als bedingungsweise gegeben habe."

Johannes war zu männlich und stolz, um länger mit seinem undankbaren Herrn zu rechten.

„Mr. Dorrien," sagte er mit leiser Stimme, „ich werde Gott danken, wenn es so ist, wie Sie sagen, und Antoinette nicht Ihre Enkelin ist."

Zorniges Erröthen färbte das bleiche Gesicht des alten Herrn, doch ehe er noch ein Wort erwidern konnte, hatte sich Johannes bereits entfernt.

Der junge Mann war kaum zehn Schritte vom Hause weg, als er Mademoiselle Melanie begegnete.

„Nun," sagte sie, indem sie sich so vor ihn hinstellte, daß er nicht vorbeigehen konnte, „was ist sie? — Eine Dorrien natürlich, wie?"

„Sie ist meine künftige Gattin," sagte Johannes, dessen graue Augen flammten; „und ich bedauere, Madame, Ihnen sagen zu müssen, daß die Frau von Johannes Dorrien Ihnen eine Fremde bleiben muß."

Mademoiselle Melanie lachte, nahm ihr Taschenbuch heraus, öffnete es und zeigte ihm ein kleines Paquet Banknoten, die sie ihm spöttisch in das Gesicht hielt.

„Sehen Sie das?" rief sie. „Das habe ich dafür bekommen, daß ich zuletzt doch noch die Wahrheit gesagt habe. — Ja, es ist etwas Schönes um die Wahrheit. Sie kann uns Geld einbringen — Hunderte — und mit nur wenigen Hunderten," fuhr sie fort, in=

dem ihre Augen im Gedanken an Monaco funkelten, „kann man Tausende, und mit Tausenden," sagte sie und sah ihn lachend an, „Hunderttausende gewinnen, wenn man nur ein Bischen Glück hätte!"

Hier nahm ihre Stimme einen klagenden Ton an und sie seufzte tief auf. Johannes, dem jedes Wort, das sie sagte, räthselhaft blieb, verbeugte sich kühl und schritt weiter.

„Grüßen Sie die liebe Mrs. Johannes Dorrien," rief ihm Mademoiselle noch laut nach.

Er antwortete nicht, und sie trat in das Haus in der, wie es sich allerdings nachher auswies, vergeblichen Hoffnung, noch einige Hundert mehr von Mr. Dorrien zu erpressen.

Siebenzehntes Kapitel.

„Armes Mütterchen," dachte Johannes, als er in das Häuschen trat, „wie wirst Du das ertragen?"

Ach, Mrs. Dorrien trug es schon schwer genug.

„O Johannes," sagte sie und vergaß dabei völlig Antoinettens Gegenwart, die am Fenster saß mit einem Gesichte bleich wie der Tod, „o Johannes, mein lieber Junge, Du bist zu schnell gewesen. Du hättest erst noch mit Antoinette sprechen sollen, ehe Du gingst und —"

„Mütterchen," sagte Johannes, sie unterbrechend, und blickte ihr traurig in das Gesicht, „Antoinette hat mit alle dem gar nichts zu thun. Sie ist nur der Vorwand, nicht die Ursache. Mr. Dorrien wollte mich gern los sein."

„Wenn nur Mrs. Reginald hier wäre!" rief die Mutter, sich an eine unmögliche Hoffnung klammernd.

„Und wenn sie hier wäre, Mutter, sie würde mir nur sagen, ich müßte die Dinge tragen wie ein Mann. Antoinette," sagte er und wendete sich mit einem glän=

zenden, hoffnungsvollen Lächeln zu ihr, „willst Du das Weib eines armen Mannes werden?“

„Ich dächte doch,“ entgegnete sie mit bebenden Lippen, „ich hätte Ihnen, wie die Sachen liegen, schon Unheil genug gebracht, auch ohne daß ich Ihnen noch dies Leid zufügte.“

„Aber begreifst Du denn nicht, daß Du nur als Vorwand gedient hast?“ sagte er wieder.

„Ich bin auch die Ursache, Johannes,“ lautete die trübe Antwort. „Monsieur Basnage hat es Ihnen ebenso wenig vergeben können, daß Sie seine Tochter verschmähten, als daß Sie die Papiermühle befürworteten; und das Alles hat sich nun auf Ihrem Haupte entladen. Ich wurde geopfert, da ich nicht an Ihrem Verderben mithelfen wollte, und nun muß ich Sie mit in meinen Fall hineinziehen.“

Er lauschte ihren Worten mit einem seltsamen Wonnegefühl. Wohl war es eine bittere Stunde, aber er erfuhr, daß sie ihm schon länger treu gewesen war, als er geglaubt.

„Willst Du das Weib eines armen Mannes sein?“ frug er wieder.

„O Mrs. Johannes,“ sagte das junge Mädchen mit einem angstvollen Blick auf die Mutter, „werden Sie es mir je vergeben können, wenn ich „Ja“ sage?“

„Liebstes Kind,“ erwiderte die tieferschütterte Frau, „ich halte das für einen furchtbaren Schlag, aber ich weiß auch, daß mein armer Junge sich wieder davon erholen wird.“

Sie sprach muthiger, als sie innerlich empfand. Einige Jahre der Behaglichkeit hatten sie gänzlich unfähig gemacht, die Sorgen des Lebens zu ertragen, und ihr sank das Herz bei dem Gedanken, ihnen nochmals begegnen zu müssen. Besonders zaghaft wurde sie, als Johannes am Nachmittag abgereist war.

„Ich komme bald zu Euch zurück,“ hatte er ruhig gesagt — „ich komme zurück und hole Euch Beide. Aber erst habe ich einige Angelegenheiten zu ordnen Lebt wohl! Gott schütze Euch!“

Einige Angelegenheiten zu ordnen! Ach, die Mutter hätte laut aufschreien mögen, als ihr der Sinn dieser so heiter gesprochenen Worte klar zu werden begann. Johannes sah sich nach einem Logis für sie um, und was für eins würde das sein? Irgend eine entsetzliche kleine Miethwohnung im vierten Stock eines Hauses in Paris, mit abgenutzten Möbeln und einer femme de ménage; und dann würde er gewiß darauf bestehen, Antoinetten so bald wie möglich zu heirathen, und die Aussicht auf ein ärmliches, häusliches Leben stieg in erschreckender Gestalt vor ihr auf.

Aber auch Johannes' Gedanken waren nicht sehr angenehmer Art. Er kannte das Leben zu gut, um sich in Illusionen zu wiegen. Er konnte sich wohl sein Brot verdienen, aber niemals hoffen, wieder eine ähnliche Stellung zu erlangen, wie die war, die er bis jetzt inne gehabt hatte. Mit einem ernsten, aber nicht düstern Gesicht, wohl aber voll von Gedanken und

Sorgen schritt er über die Schwelle des alten Hauses, in dem er so lange als Herr geherrscht hatte.

Die erste Person, die er erblickte, als er über den Hof schritt, war Mr. Brown. Selbst bei dem grauen Dämmerlicht des Abends konnte er erkennen, daß das Gesicht des Buchhalters bekümmert und ängstlich aussah. Und allerdings hatte dieser an demselben Morgen in Gestalt eines Telegramms einen solchen Schlag bekommen, wie er ihn noch nie empfunden hatte, seitdem er dem Hause Dorrien angehörte. Zweimal hatte er schon einen Brief mit der Ueberschrift „Mr. Oliver Black" begonnen und immer wieder hatte er seine Brille abgenommen, sie fünf Minuten lang in der Hand behalten und starr vor sich hingesehen.

„Wie geht's Ihnen, Mr. Brown?" frug Johannes ruhig — „hoffentlich doch gut? Und wie geht es Mrs. Reginald?"

„Mrs. Reginald befindet sich ganz wohl, mein Herr," erwiderte der Alte, „ganz wohl; aber sie ist nicht zu Hause."

Johannes antwortete nicht, sondern stieg die Stufen zum Hause hinauf. Mr. Brown, auf dessen Gesicht sich eine seltsame Bewegung zeigte, kehrte um und folgte ihm nach.

„Verzeihen Sie, Mr. Johannes," sagte er, „aber ich habe eine Depesche bekommen — eine Depesche," und mit diesen Worten überreichte er dem jungen Mann das Telegramm.

Es lautete, wie folgt:

„Mr. Johannes Dorrien aus der Firma Dorrien ausgeschieden; hat keine Ordres mehr zu ertheilen. Mr. Oliver Black hat volle Instruktionen, an J. D.'s Stelle zu handeln."

Das Telegramm war von La Chapelle aus datirt und von Georg Dorrien an Samuel Brown gerichtet.

„Nun, Mr. Brown," sagte Johannes gelassen, „Mr. Dorriens Befehl erstreckt sich doch hoffentlich nicht auf die Beschlagnahme meiner Privatpapiere in der Bibliothek?"

„Ich hoffe doch nicht," sagte der alte Mann unruhig und um so tiefer betrübt, als er sich sagen mußte, daß er selbst gegen Johannes in der letzten Zeit kälter geworden war.

„Dann werde ich sie mir jetzt gleich holen," sagte Johannes. „Ich werde auch diese Nacht nicht mehr hier schlafen," fügte er hinzu, die Hand schon auf der Thürklinke; „aber meine Arbeit kann sich verzögern; ich werde lange da bleiben müssen, und es würde mir lieb sein, Mr. Brown, wenn Sie warten und den Schlüssel von meinem Pulte von mir in Empfang nehmen wollten."

„Gewiß, mein Herr, auf jeden Fall," erwiderte der Buchhalter bereitwillig.

Johannes trat in die Bibliothek.

Das graue Dämmerlicht erfüllte den Raum. Er klingelte und bat um die Lampe, und als der Diener

sie brachte, stürzte Carlo, vor Freude winselnd, zu ihm herein.

„Ich werde Dich doch mit mir nehmen dürfen, armer, kleiner Kerl,“ sagte Johannes, ihn liebevoll streichelnd; „und nun leg' Dich — ich habe zu thun.“

Die Lampe stand auf dem großen Tische. Bei ihrem klaren Lichte übersah Johannes noch einmal das große, stille Zimmer, in welchem er manche schwere Stunde verbracht und manche Sorge erfahren hatte. Er schloß sein Pult auf und fing an seine Papiere zu sortiren. Bald war der Tisch mit Briefen, Rechnungen, Plänen und Zeichnungen und mit all den anderen Zeugnissen seines bisherigen Lebens bedeckt. Die Arbeit, diese Papiere durchzusehen, war allerdings langwierig. Viele behielt er, andere wurden vernichtet, wieder andere, die für ihn nicht von Interesse waren, für seinen Nachfolger bei Seite gelegt. Nach einiger Zeit fühlte er sich so ermüdet, daß er sich in seinem Stuhl zurücklehnte, um sich auszuruhen. Der Anblick dieser Papiere hatte bittere Gedanken in ihm wach gerufen. Er blickte auf sie hin, wie etwa ein besiegter General auf die tapferen Todten des Schlachtfeldes blicken mag. Die Welt, die dem Sieger zujauchzt und den Besiegten verlacht, wird sich nicht viel um sie kümmern. Was thut das aber? Er, der sie angeführt und weiß, wie sie auf seinen Befehl ihr Herzblut hingegeben haben, wird freundlich dieser armen todten Hoffnungen und Pläne gedenken, die der Er=

folg so groß gemacht hätte, und die das Unglück jetzt zu Staub verweht hat. „Und das ist das Ende," dachte Johannes mit einem tiefen Seufzer — „das ist das Ende."

Ja, das war das Ende von mehr als siebenjähriger Thätigkeit und harter Arbeit. Das war das Ende eines so schwer gebrachten Opfers, aufgegebener Lieblingsträume, glänzender Hoffnungen, die der stolze Knabe freiwillig in seiner Brust erstickt hatte. Hatte er nun wohl recht daran gethan? Verkennen wir nicht bisweilen die Stimme der Pflicht und denken wir nicht, sie rufe uns, während wir nur das Echo der Weisheit der Welt hören? Hatte er wohl recht daran gethan? Das war vielleicht der bitterste Gedanke unter all den vielen, die Johannes' Kopf durchschwirrten, als er so allein da saß und über die Vergangenheit nachsann, die unwiederbringlich dahin war, und sie mit dem verglich, was sie ihm hätte werden können. Er schaute empor zu der kleinen Broncestatue der Polyhymnia und mußte fast über die kühle Ruhe der jungen Muse lächeln.

„Wenn ich Unrecht daran that, dich und deine Schwestern zu verlassen," dachte der junge Mann, „so bekenne ich, ich bin jetzt hart genug dafür bestraft, und der Kaufmannsstand ist mir ein harter Lehrmeister gewesen. Ach, könnte ich zu euch zurückkehren! Aber nein; es ist zu spät — zu spät für immer! Die Be-

geisterung ist verraucht, der schöne Glaube verschwunden."

Er seufzte und ging wieder an seine Arbeit. Er packte seine Bücher zusammen. Einige hatten seinem Vater gehört und hatten lange schon auf dem Bücherbrete in der ärmlichen Wohnung seiner Mutter gestanden. Wie führten sie ihm seine Kindheit mit ihren einsamen Stunden zurück und jenen denkwürdigen Tag, an welchem er seiner Mutter versprochen hatte, daß er Aladdins Wunderlampe einst für sie reiben würde! Andere Bücher waren ihm von Mr. Ryan vermacht worden, und bei dem Anblick ihrer verschabten Einbände tauchte das gelehrte Treiben in St. Ives und die gefährliche Bewunderung von Seiten seines begeisterten Freundes wieder vor ihm auf. Und so verging die Zeit; und als es zehn Uhr schlug, rasselte das Thor auf, und ein Wagen fuhr in den Hof ein. Johannes hielt inne und lauschte. Das konnte nur der Herr des Hauses sein, der so ankam. Und richtig, es war auch Mr. Dorrien, und Mr. Brown war ihm entgegengegangen, um ihn in Empfang zu nehmen — denn Johannes hörte die Stimmen der Beiden, als sie in das Vorhaus traten.

„Ist Mr. Black in der Bibliothek?" frug Mr. Dorrien — „ich sehe Licht darin."

„Nein, mein Herr, Mr. Johannes ist drin und ordnet seine Papiere. Mr. Black kam um acht Uhr

und hinterließ, daß er um neun Uhr wiederkommen würde; bis jetzt ist er noch nicht wieder da."

„Sobald er kommt, schicken Sie ihn zu mir," sagte Mr. Dorrien; „aber lassen Sie mich erst noch einige Worte mit Ihnen sprechen, Mr. Brown."

Eine Thüre wurde geöffnet und wieder geschlossen, die Stimmen verhallten, und Alles war wieder still in dem großen Hause. So viel Selbstbeherrschung Johannes auch besaß, so fühlte er doch, daß ein schmerzliches Erröthen über seine Stirne flog, als er die Stimmen hörte. Noch hatte er das Haus nicht verlassen und schon war sein Platz ausgefüllt; und um ihm ja keine Zeit zum Zögern und längeren Verweilen zu lassen, hatte Mr. Dorrien seine Rückreise beschleunigt und rief nun Oliver Black mit unanständiger Eile an seine Seite.

„Mag er es thun!" dachte Johannes, und seine Augen flammten, obgleich er allein war — „mag er es thun! Dieser Tag ist wenigstens noch mein. Mr. Black wird nicht eher wagen dies Zimmer zu betreten, als bis ich fort bin."

Er nahm seine Arbeit ganz gelassen wieder auf; als es elf Uhr geschlagen hatte, war er fertig. Er verschloß sein Pult und zog den Schlüssel heraus. Er hielt ihn noch in der Hand, als rasch die Thüre sich öffnete und Mrs. Reginald eintrat.

„Johannes," sagte sie aufgeregt, „Du denkst doch nicht im Ernste an's Fortgehen? Es ist ja Alles nicht

wahr, mein Junge; der alte Brown hat mich nur so in Schreck gejagt. Du kannst doch nicht ernstlich daran denken, uns zu verlassen! Denke an Deine Mutter!"

Sie setzte sich bei diesen Worten nieder und sah Johannes mit solch augenscheinlicher Angst an, daß er nicht wußte, wie er ihr die volle Wahrheit mittheilen sollte. Aber sie mußte gesagt werden, und die alte Freundin hörte ihm gesenkten Blickes und mit ungewöhnlichem Schweigen zu.

„Was für ein Schurke muß doch dieser kleine Mr. Black sein!" rief sie endlich.

„Und was für ein Narr ist Johannes Dorrien gewesen!" sagte Johannes gelassen.

„Mein liebster Junge, Du hast ihm vertraut!" sagte sie tröstend.

„Und welches Recht hatte ich denn, einem Mann zu vertrauen, der sich immer treulos gezeigt hat?"

„Ja, ja, da liegt der Fehler," gestand Mrs. Reginald zu, „aber das junge Volk ist nun einmal eigenwillig und eingebildet. Und nun ist Alles aus, und ich soll meinen lieben Jungen hier nie wieder sehen," fügte sie tief traurig hinzu.

Ja, es war Alles aus, und Johannes klingelte und frug nach Mr. Brown, der auch sehr niedergeschlagen hereintrat und scheu nach Mrs. Reginald blickte, die ihn ihrerseits nicht gerade mit günstigem Auge betrachtete; demüthig empfing er den Schlüssel aus der

Hand seines ehemaligen jungen Herrn und hörte mit ehrerbietigem Schweigen an, was ihm dieser noch zu sagen und zu erklären hatte; und als auch dies vorüber war, begab sich Johannes auf sein Zimmer, und Mrs. Reginald ging mit ihm, um ihm beim Einpacken zu helfen.

„Ich werde schon die Sachen Deiner Mutter besorgen," sagte sie seufzend. „Die gute liebe Frau! Wie wird es mir fehlen, wenn ich ihr nicht ihr Hühnchen und ihr Glas Burgunder hinaufbringen kann! Ich weiß eigentlich gar nicht, weshalb ich bei Mr. Dorrien bleiben und nicht lieber mit Euch gehen soll," fügte sie zornig hinzu. „Ich kann doch unmöglich mit dem kleinen Mr. Black am Tische sitzen, Johannes; das wirst Du mir doch zugeben müssen. Ich werde ihn gewiß beständig beleidigen. Auch muß Deine Mutter Jemand um sich haben, wenn Du Antoinette heirathest — denn Verliebte, das weiß man schon, sind die schauderhaftesten Geschöpfe auf der Welt. — Johannes, Du verstehst ja gar nichts vom Packen. Die Wäsche immer zu unterst und — wer ist da?"

„Wenn ich bitten darf, Mrs. Reginald," ließ sich Mr. Browns Stimme vor der Thüre vernehmen, „wollen Sie nicht so gut sein und einmal herunter zu Mr. Dorrien kommen?"

„Was will denn der von mir?" frug die alte Dame mit großer Schärfe. „Ich kann Ihnen nur

sagen, Mr. Brown, daß ich nicht eben in der besten Laune bin, um Ihrem Herrn zu begegnen."

Aber trotzdem gehorchte sie der Aufforderung, und indem sie sich in der Thüre noch einmal zu Johannes umwendete, rief sie:

„Also die Wäsche zu unterst, mein Junge. — aber ich werde gleich wieder hier sein."

„Mrs. Reginald," sagte der Buchhalter leise, als die Beiden oben an der Treppe standen, „ich glaube, Mr. Dorrien — wissen Sie, Mr. Dorrien hat einen Anfall. Haben Sie vielleicht etwas Riechsalz bei der Hand?"

„Was?" rief die Dame erschrocken.

„Ich glaube, der Herr hat einen — einen Anfall," wiederholte Mr. Brown in ungewöhnlicher Aufregung. „Ich habe schon nach dem Doctor Parker geschickt, Mrs. Reginald."

Die Dame schritt rasch an ihm vorüber und war augenblicklich unten. Sie öffnete die Thür von Mr. Dorriens Zimmer, ohne anzuklopfen, und eilte nach dem Sopha, auf welchem der Herr des Hauses bleich und regungslos dalag mit starren Augen und halbgeöffneten Lippen und mit seinem müden, schlaffen Ausdruck im Gesichte. Sie faßte die schlaff niederhängende Hand — sie war schwer und kalt; sie ließ sie sinken und sie fiel leblos hinab.

„Mr. Brown," sagte sie, „Doctor Parker mag kommen und wieder gehen; ein Anderer ist vor ihm

dagewesen. Mr. Dorrien ist todt."

„Die Zeichen des Todes trügen oft, Mrs. Reginald," sagte die kalte Stimme von Oliver Black.

Mrs. Reginald fuhr unangenehm überrascht zusammen, als sie ihn sah; sie hatte ihn nicht eher bemerkt, als bis er jetzt dicht neben ihr stand mit einem frechen Lächeln auf seinem schönen Gesichte. Ihre braune Wange röthete sich, ihr dunkles Auge funkelte, aber sie verlor ihre Selbstbeherrschung nicht.

„Mr. Brown," sagte sie, „holen Sie Mr. Johannes. Er ist oben auf seinem Zimmer. Sein Platz ist hier."

Sie sagte nichts weiter, aber wenn es eine Augensprache giebt, so war die ihrige deutlich genug zu verstehen; sie sagte: „Gehen Sie nur, ich bleibe hier und passe auf." Und nach kurzem Zögern folgte Mr. Brown ihrer Aufforderung, denn er glaubte an Mr. Dorriens Tod — sein Vater war so plötzlich gestorben, ehe er noch das Glas, das er in der Hand hielt, an die Lippe setzen konnte; sein Sohn war gestorben, während ein noch unvollendeter Brief vor ihm lag, und Mr. Dorrien war mitten im Gespräch mit Mr. Brown, als er ihm die Befehle für den andern Tag ertheilte, zurückgesunken auf die Stelle, wo er jetzt lag.

So blieben denn Mrs. Reginald und Oliver Black allein bei dem Todten zurück — sie am Kopfende des Sopha's, er zu Füßen, der bleiche, stille Mr. Dorrien zwischen ihnen. Sie wendete, obgleich sie wußte, wie nutzlos alles war, doch noch alle Hausmittel an, um

ihn wieder in's Leben zurück-zu-rufen. Oliver sah ihr dabei vollkommen gelassen zu. Sein Spiel mochte verloren sein, aber er wollte es nicht aufgeben, bis er seine letzte Karte ausgespielt hatte.

Doctor Parker, der ganz in der Nähe wohnte, betrat zu gleicher Zeit mit Johannes Dorrien das Zimmer. Ein Blick in das stille Gesicht, eine Berührung der kalten Hand, eine athemlose Pause, um auf die Pulsschläge eines Herzens zu lauschen, das schon still stand, dann ein ausdrucksvoller Blick auf Johannes Dorrien.

„Mein Herr," sagte er, „Mr. Dorrien ist todt."

„Und ist keine Hülfe — keine Hoffnung mehr?" frug Johannes und blickte traurig und ernst in das bleiche Gesicht des Mannes, der ihn noch an demselben Morgen so unfreundlich angeschaut, so hart fortgewiesen hatte, aber der in vergangenen Tagen gütig gegen ihn gewesen war.

„Hier ist keine Hoffnung mehr," erwiderte der Arzt. „Mr. Dorrien ist todt. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen diese Katastrophe schon vor einigen Monaten vorausgesagt und angekündigt habe."

Johannes nickte. Im Zimmer war's todtenstill. Doctor Parker zog seine Handschuhe an. Oliver Black wendete sich plötzlich zu ihm.

„Es unterliegt also keinem Zweifel, Doctor?" frug er.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Arzt mit einem verwunderten Blick auf den Fremden, denn er hatte ihn zufällig bis jetzt nie in dem Hause getroffen, „hier kann kein Zweifel mehr obwalten.“

„Dann also ist's aus,“ sagte Oliver, nahm seinen Hut und entfernte sich.

Mr. Brown war tief erschüttert durch den Tod seines Herrn; aber er war auch Geschäftsmann und fühlte sich augenblicklich völlig rathlos. Er winkte Johannes aus dem Zimmer hinaus.

„Mr. Johannes,“ sagte er leise, „ich habe die größte Hochachtung vor Ihnen, wie Sie wissen, aber Mr. Dorriens Befehle waren so bestimmt und — und ich möchte ihnen nicht gerne entgegen-handeln.“

„Miß Dorrien ist nicht mündig und kann ihre Erbschaft nicht in eigener Person antreten,“ entgegnete ruhig der junge Mann; „aber —“

„Miß Dorrien?“ unterbrach ihn der Buchhalter mit verwundertem Blick — „ist sie denn eine Dorrien, Mr. Johannes?“

Der Hausherr hatte nämlich keine Zeit verloren, auch den Buchhalter in den Stand der Dinge einzuweihen.

„Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen,“ antwortete Johannes; „aber soviel weiß ich, daß ich der Einzige bin, der ein Recht hätte, ihr diesen Titel streitig zu machen, und das werde ich nicht thun.“

„Aber wenn sie nun wirklich keine Miß Dorrien wäre?“ sagte der Alte, immer noch ganz bestürzt.

„So bin ich ein Dorrien,“ unterbrach ihn der junge Mann; „vergessen Sie fortan, daß ich je etwas in diesem Hause gewesen, und denken Sie nur daran, daß ich der Urenkel jenes Johannes Dorrien bin, der dieses Haus gegründet hat; und wenn Sie sich wegen Mr. Black beunruhigen sollten, Mr. Brown — wenn Sie glauben, er werde Ansprüche auf Autorität hier im Hause erheben — so verweisen Sie ihn nur an mich.“

Aber zu des Buchhalters großer Erleichterung erschien Mr. Black nie wieder; er forderte nie den Schlüssel zu Johannes' Pulte noch die Erfüllung der ihm von Mr. Dorrien gemachten Versprechungen. Von diesem Tage an verschwand er, nicht blos aus dem Hause Dorrien, sondern auch aus dem Leben der Bewohner desselben; er war für sie von nun an ein völlig Fremder. —

Das Begräbniß war vorüber, und Johannes und Antoinette standen zusammen in dem Garten, dicht bei dem Flußgott, der unbekümmert um Zeit nnd Tod sich über seine Urne neigte und das Wasser aus derselben in das Becken zu seinen Füßen strömen ließ.

„Nun Johannes,“ sagte sie, ihm liebevoll in das Gesicht blickend, „bist Du wieder der Herr hier.“

„Ich? — O, ich bin Nichts und Niemand. Ich habe den Schlüssel zu meinem Pulte an Mr. Brown abgeliefert. Du bist die Herrin, Antoinette.“

„Ich? Ach Johannes, bin ich denn wirklich seine Enkelin? Du kannst nicht behaupten, daß Du das glaubst.“

Johannes schwieg.

„Wie kann ich also die Herrin hier sein?“

„Wer bestreitet Dir denn Dein Recht, Antoinette? Meinst Du vielleicht, daß ich das thun werde?“ frug er zärtlich. „Mr. Dorrien hat kein Testament hinterlassen. Ich sage es nochmals — Du bist hier die Herrin.“

Eine Flut von Thränen füllte ihre dunklen Augen und floß über die blühenden Wangen herab; sie legte ihre beiden kleinen Hände auf seinen Arm.

„Bin ich wirklich die Herrin,“ sagte sie, „so bist Du doch, mein Johannes, einzig und allein der Herr und Gebieter.“

Und so endete die Geschichte. Johannes war der Besitzer und unangefochtene Eigenthümer des alten Hauses Dorrien, und wenn Antoinette wirklich keine echte Dorrien war, so wurde sie doch bald eine solche durch ihre Verbindung mit Johannes Dorrien.

Druck von Friedr. Mauke in Jena.

Kavanagh, Julia,

Johannes Dorrien Roman in sechs Bänden von Julia Kavanagh

Bd.: 6

Leipzig 1875